

Der lange Atem der Geschichte

An einem Golfplatz in Brandenburg
Foto: Jens Röttsch/Ostkreuz

Die herausragenden Bücher dieses Frühjahrs beschäftigen sich mit der Kriegshaut von 1944, den Lebenskrisen ehemaliger Eliteschüler der DDR, der Entführung von Jan Philipp Reemtsma, dem Alltag des Jahres 1968, den Meisterdenkern der zwanziger Jahre: Rückzug aus der Gegenwart oder Ausdruck einer gesellschaftlichen Selbstvergewisserung, die sich nicht in aktuellen Debatten erschöpft?

Bücher von

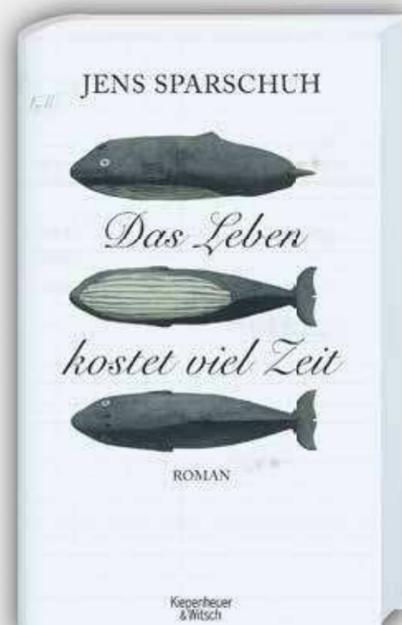
Julia Schoch, Arno Geiger, Ulrich Alexander Boschwitz, Elena Ferrante, Jakob Hein, Daniel Galera, Neil Zink, Josefine Rieks, Manuela Lenzen, Nina Verheyen, Jürgen Teipel, Lavinia Branışte, Johann Scheerer, Helmut Lethen, Wolfram Eilenberger, Christina von Hodenberg, Carl Cederström, André Spicer, Julia Ebner



Jedes Leben ist ein Roman. Und der Verfasser ist unbekannt.

Eine so leichtfüßig philosophische wie hinreißend komische Geschichte über die Entstehung von Lebenserzählungen und zugleich eine Liebeserklärung an Adelbert von Chamisso.

»Sparschuh vereint hier seine beiden größten Talente – das zur Komik und das zur Philosophie – aufs Schönste. Man will nicht mehr von Titus Brose Seite weichen. Man will die Welt mit seinen Augen sehen.«
Katja Oskamp, MDR Kultur



Gebunden
€ (D) 20,-
Verfügbar auch
als E-Book

www.kiwi-verlag.de

Kiepenheuer
& Witsch

editorial

Die Aktualität des gelebten Lebens

Viele Bücher in dieser literataz behandeln Historisches. Warum das kein Rückzug aus der Gegenwart ist

Kürzlich erschreckten Umfragen die Buchbranche. Nach ihnen kaufen weniger Menschen Bücher, die Umsätze können die Verlage nur deshalb halten, weil sie die Preise angehoben haben.

Was man aus der Branche über mögliche Analysen und Gegenmaßnahmen hört, macht aber auch nicht froh. Leseförderung wird angemaht – ist ja auch eine gute Sache. Doch scheint es eben keineswegs ausgemacht, dass Menschen, die im Schulalter von Lesepatentwas vorgelesen bekommen haben, dann ein Leben lang Leserinnen und Leser bleiben. Wirklich schlimm sind die Stoßrichtungen der Marketingmaßnahmen zum Bücherkauf. Lesen wird als „Wellness für die Seele“ verkauft, als ganzheitliches Erlebnis, das gegen die Zerstreuung der digitalen Medien gesetzt ist. Als ob man sich inzwischen zur Entspannung nicht eher mit einem Tablet aufs Sofa zurückzieht. Und auf Reisen vertrauen die Menschen halt auch eher mindestens ebenso sehr dem WLAN-Volumen im ICE, als dass sie noch mal schnell in der Bahnhofsbuchhandlung vorbeischauchen.

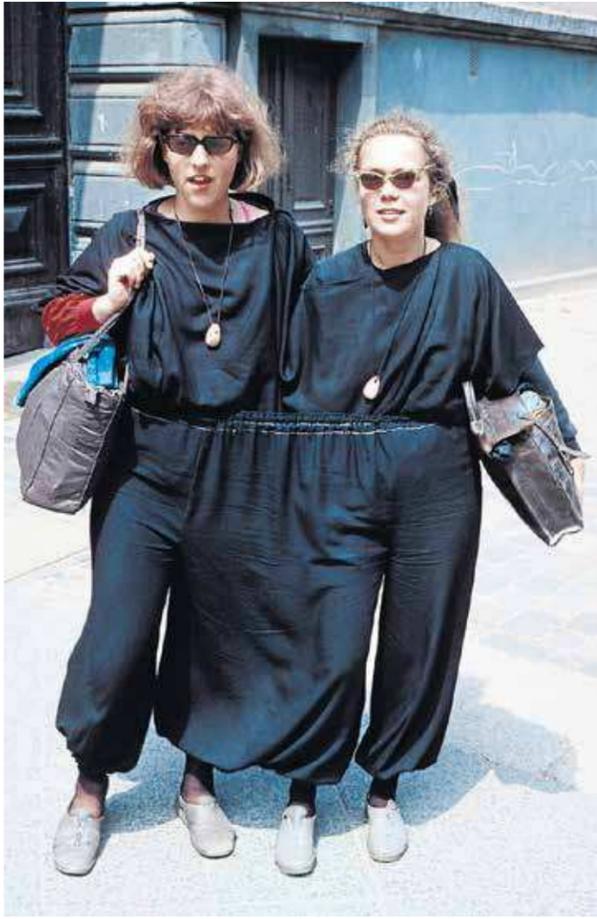
Mit pädagogischen Maßnahmen und Marketingkonzepten, die genauso laufen wie zuletzt, nur intensiver, wird man wenig reißen. Und vor allem: Nehmen sie Bücher überhaupt ernst? Und: Verniedlichen sie das Lesen und damit die Leserinnen und Leser nicht sogar? Ganz ehrlich, wem es um Wellness und um Abschalten geht, der braucht Bücher mittlerweile tatsächlich nicht. Oder zumindest nicht nur.

Was Bücher aber können: Sie verbreitern das, was Gegenwart heißt, sie verengen Gegenwart eben keineswegs nur auf die aktuellen Debatten. Uns ist bei der Konzeption dieser Beilage aufgefallen, wie viele historische Bezüge sich aus den Büchern ergeben, die uns wirklich in diesem Frühjahr interessieren. Julia Schoch bringt sogenannte Ost-Identitäten, die von der Wende tangiert wurden, hinein. Arno Geiger spannt den erzählerischen Bogen zum Zweiten Weltkrieg zurück. Der Verleger und Herausgeber Peter Graf entdeckt Romane aus den dreißiger Jahren erfolgreich wieder. Einer der großen Bucherfolge ist das Epos von Elena Ferrante, eine Entwicklungsgeschichte von den fünfziger Jahren bis nahe heran ans Heute. Johann Scherer erzählt von der Entführung seines Vaters Jan Philipp Reemtsma – und noch manche Beispiele mehr. Es ist eben kein Rückzug aus der Gegenwart, sich für solche Stoffe zu interessieren. Es ist eher ein Interesse für die Gegenwart: einer reichen, als gelebtes Leben begriffenen Gegenwart nämlich, die sich auf die Tagesaktualität keineswegs reduzieren lässt.

In diesem Sinne: Viel Spaß mit dieser literataz. drk

Impressum
Redaktion: Dirk Knipphals, Tania Martini
Layout: Jörg Kohn
Foto-Red.: Mathias Königshulte
Anzeigen: Tina Neuenhofen, Jan Kniggendorf
taz.die tageszeitung taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Rudi-Dutschke-Straße 23 | 10969 Berlin
V.i.S.d.P.: Georg Löwisch

Melancholisch aufgerauter Ton:
 Schulkinder in Ostberlin
 Foto: Harald Hauswald/Ostkreuz



Sound des Lebens

Das innere Erleben ehemaliger Eliteschüler der DDR: Julia Schoch erzählt in ihrem Roman „Schöne Seelen und Komplizen“ von Wendebioografien, den Krisen in der Mitte des Lebens, einer tiefgreifenden Unzufriedenheit und einem Verlustgefühl trotz materiellen Wohlstands



Von Eva Behrendt

Vor ein paar Tagen erst warnten Intellektuelle, Politiker und Unternehmer in der Süddeutschen Zeitung vor der Unterrepräsentanz von Ostdeutschen in gesellschaftlichen Führungspositionen: „Dieses Land wird vom Westen dominiert.“ Die Sozialwissenschaftlerin Naika Foroutan ver-

gleichet sogar die mangelnde Integration von Migranten in der Bundesrepublik mit der der Ostdeutschen und beobachtet ähnliche Reaktionen von Rückzug bis Radikalisierung. So politisch konkret wird Julia Schochs literarisches Generationenporträt „Schöne Seelen und Komplizen“ an keiner Stelle, und doch scheint der Befund unter der Romanoberfläche permanent mitzuschwingen.

In 16 zwei- bis dreiteiligen Mi-

naturporträts skizziert die 1974 in Bad Saarow geborene Autorin den fiktiven Abiturjahrgang 1992 der ostelitären Potsdamer Käthe-Kollwitz-Oberschule, die 1990 in Luisengymnasium umgetauft wird und einen Direktor aus dem Westen bekommt. Alleamt erzählt aus der Ichperspektive, überschrieben nur mit den Namen der Erzählenden. Die Texte im ersten Teil des Romans spielen in der sogenannten Wendezeit, die im zweiten rund 25 Jahre später.

16 Ichs sind eine Menge, und dadurch, dass alle wie im intimsten Tagebuch unmittelbar von sich berichten und wenig erklären, wird jede beiläufige Information fürs Gesamtbild kostbar, die Lektüre notwendig hochkonzentriert.

Die komplizierte Lydia

Gleichzeitig ist meist von den Beziehungen untereinander die Rede, sodass man über jeden der 16 aus mindestens zwei Perspektiven erfährt. Von einem Porträtsplitter zum nächsten wird die äußere Handlung stets ein Stück weitergeschoben, erkennbar eher an Nebenbemerkungen zur sich verändernden Außenwelt. Im Zentrum steht jedoch das innere Erleben zweier biografischer Phasen: auf der Schwelle zum Erwachsensein und in der sogenannten Mitte des Lebens, die wie im Fall von Bodo Stamm auch schon das Ende sein kann.

In der ersten Buchhälfte fällt die Orientierung aber auch deshalb schwer, weil die Ichs sich trotz charakterlicher Unterschiede so ähneln. Klar gibt es den selbstbewussten Künstlersohn Alexander, die komplizierte Lydia, die sich für Poesie begeistert, die Streberin Steffi, die schon als Teenager mit ihrem Freund die Ehe der Eltern nachspielt, den sensiblen Christoph, den sein Deutschlehrer mit Hermann Hesse anflirtet, die farblose Kathi, deren Vater ein hohes Parteimitglied ist. Das Typenmäßige fällt jedoch auch deshalb nicht negativ ins Gewicht, weil alle ganz mit sich beschäftigt sind und die weltgeschichtliche Großumwälzung, die de facto ihr Leben erschüttert, nur tröpfchenweise in ihre um Liebesbeziehungen, Schul- und Familienprobleme kreisenden Gefühlswelten sickern lassen.

Hinzu kommt, dass Julia Schoch sie fast alle in demselben klaren, dichten, melancholisch aufgerauten Ton erzählen lässt. Fast so, als spräche hier ein Kollektiv-Ich. Ein Hinweis auf eine bestimmte Entwicklungsstufe oder gar auf die weniger individualistisch ausgerichtete Kultur in der ehemaligen DDR? Einer jedenfalls fällt schon da-

mals heraus: der hoch empfindsame, mit seinen eigenwilligen Ordnungssystemen wahrscheinlich autistische Bodo, der zugleich Schochs heimliche Poetik entwickelt: „Natürlich müssten die Beschreibungen in diesen Briefen Beschreibungen des Wesentlichen sein, Beschreibungen der Eisbergmassen, die unter der Wasseroberfläche liegen.“

Im zweiten Teil differenziert sich das Kollektiv-Ich dagegen radikal aus. Die Figuren und ihre komplex reflektierten Seelenlagen werden superplastisch, ihr Sound individueller, genau wie die Häuser, Hotelzimmer und materiellen Dinge, die sie umgeben. Viele der ehemaligen Eliteschüler haben bürgerliche Berufe ergriffen, Christoph ist Anwalt, Lydia Schriftstellerin, Alexander Geschichtsprofessor, Martin Tourismusmanager in Kanada, Steffi Lehrerin an ihrer alten Schule, die christlich engagierte Rebekka schreibt als Ökohaushälterin immer noch an ihrer Promotion.

Doch trotz materiellen Wohlstands und ansehnlichem sozialen Status nagt in fast allen eine tiefgreifende Unzufriedenheit, ein Verlustgefühl (und sei es,

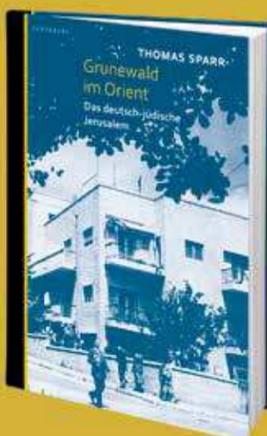
Sind das nun ganz normale Midlife-Krisen, oder ist das die endgültig unglückliche Ankunft im Westen?

wie beim Sexaddict Christoph, ganz konkret der Geschmacksinn), das sie sogar ganz einträchtig mit den weniger Erfolgreichen teilen: Da macht es für das innere Erleben plötzlich keinen Unterschied, ob der Familienvater Tomas auf der Suche nach der weggeworfenen Bastelarbeit seiner Tochter einen Nervenzusammenbruch erleidet oder ob Britta, die einstige Beautyqueen der Klasse, mittellos und womöglich schwanger in Barcelona vom potenziellen Vater ihres dritten Kindes vor die Tür gesetzt wird.

Auch hier stellt sich wieder die Frage, ob das nun ganz normale Midlife-Krisensymptome sind oder die endgültig unglückliche Ankunft in der nach westlichen Regeln strukturierten Gesellschaft. Es ist auch eine große Stärke von Schochs Roman, diese Frage offenzulassen und am Ende zwar keine einzige wirklich heitere, aber eben doch 16 verschiedene Antworten zu geben.

Anzeige

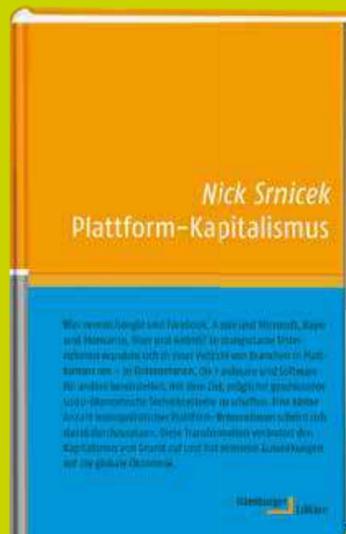
»Ein mit großen und kleinen Geschichten gefülltes, sehr lesenswertes Buch.« Bettina Hartz F.A.S.



Thomas Sparr
 Grunewald im Orient
 Das deutsch-jüdische Jerusalem
 184 S. · Halbleinen · Fadengeheftet
 164 x 228 mm · 22 EUR
 ISBN 978-3-946334-32-3



BERENBERG
 www.berenberg-verlag.de



Sind wir auf dem Weg in einen digitalen Monopolkapitalismus?

Eine Streitschrift – unerlässlich für alle, die verstehen wollen, wie die mächtigsten technologischen Unternehmen unserer Zeit die globale Ökonomie verändern.

Gebunden | 144 S. | € 12,- | ISBN 978-3-86854-321-6
 Auch als E-Book erhältlich

Leseprobe und Bestellung unter: hamburger-edition.de

Hamburger Edition
 Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung



Historische Fotopostkarte „Gewitter am Mondsee“, undatiert
Foto: Peter Weiss/akg images

Die Verlorenen

Die Erlebnisse des Krieges sind in den Körpern gespeichert, und nicht jeder sehnsüchtige Brief findet noch einen Adressaten: Der Roman „Unter der Drachenwand“ von Arno Geiger ist ein Glanzstück der Gegenwartsliteratur

Von Dirk Knipphals



Arno Geiger: „Unter der Drachenwand“. Hanser, München 2018, 480 Seiten, 26 Euro

Es gibt in diesem Roman eine Schwester, Hilde, die lange vor Einsetzen der Handlung gestorben ist und ihrem Bruder, der Hauptfigur, immer wieder im Kopf herumgeht. Es gibt Klopfschreie, die sich zwei verliebte Jugendliche durch die Wand schicken, von Wohnung zu Wohnung, und die irgendwann nicht mehr beantwortet werden. Es gibt herzzerreißende Briefe, die keinen Adressaten mehr finden können; nichts ist trauriger.

Der Krieg ist neben allem, was sonst ist (eine Tötungs- und Mobilisierungsmaschine), auch ein gestörter Kommunikationszusammenhang. Mit Ängsten und realen Schrecken haben die Figuren in Arno Geigers Roman „Unter der Drachenwand“ zu tun – und genauso mit emotionalen Leerstellen und abwesenden nahen Menschen. Dass man im Jahr 1944, in dem das Buch spielt, den Phrasen und Parolen nicht (mehr) glaubt, ist das eine. Das andere aber ist, wie allein und verloren man mit seinen Gefühlen und Erfahrungen sein kann.

Diese Verlorenheit könnte ein sentimentales Motiv sein, ist es aber nicht in diesem menschlich wie literarisch reichen, erst fast spröde und eng wirkenden, sich allmählich aber immer mehr weitenden, Vorgesichten einholenden und zu einem komplexen Panorama ent-

faltenden Roman. Es ist vielmehr überaus erstaunlich, wie tief an psychisch wunde Punkte Arno Geiger in diesem Buch rührt.

Vor über zehn Jahren, so erzählt er es, ist der österreichische Schriftsteller („Es geht uns gut“, „Alles über Sally“, „Der alte König in seinem Exil“) auf einem Flohmarkt auf ein Konvolut von Briefen gestoßen, geschrieben von Mädchen, die zum Ende des Zweiten Weltkriegs aus Wien aufs Land geschickt worden sind, möglichst weit weg von den Bomben, in ein Heim in Schwarzindien am österreichischen Mondsee, unterhalb der 700 Meter steil aufragenden Drachenwand gelegen, die beständig einen gewaltigen Schatten wirft (den man auf Google Maps sehen kann, wenn man in die Satellitenansicht wechselt). Inhaltlich haben die Briefe kaum in den Roman gefunden. Aber sie haben etwas ausgelöst. Das Briefschreiben im Schatten des Krieges (so gewaltig wie der der Drachenwand), in einem Idyll, über das doch täglich die alliierten Bomberflotten fliegen, in dem es die Vertreter des Naziregimes gibt und in dem Kriegserfahrungen verarbeitet werden müssen, auch die Gesellschaft in so einer Kleinstadt (Polizist, Gärtner, Lehrerin, Quartiersfrau) und auch der reine Klang dieser Namen: Schwarzindien, Mondsee, Drachenwand – in diesem Hallraum ist der Roman entstanden.

Zusammengehalten wird er von der Geschichte des desillusionier-

ten Soldaten Veit Kolbe, dem sein eigener Vater sagte, er solle stolz darauf sein, sich in so großer Zeit „bewähren“ zu können. Er wurde schwer verwundet, und bis er wieder „frontfähig“ ist, ist er auf Gensungsurlaub am Mondsee. Die äußeren Wunden heilen, von Traumaforschung aber hat er noch nichts gehört. Wie könnte er auch. Wie man den Krieg psychisch durchsteht, das galt als Charakterfrage, sich von seinen Schrecken übermannen zu lassen, als unmännlich. Und so berichtet sich dieser anfangs 23-Jährige selbst in Tagebuchaufzeichnungen ganz unpsychologisch und hilflos von seinen Erlebnissen und Traumatisierungen.

„In Charkow, wo wir alles zerbombt, umgepflügt, zerschossen und totgeschlagen hatten ...“ – „... dass ich alles gesehen hatte, was niemand sehen will. Wenn ein Dorf im Weg gestanden sei, hätten wir es einfach weggewischt mit Jung und Alt.“ Solche Sätze stehen inmitten von Schilderungen täglicher Verrichtungen. „... es war, als sei alles in meinem Körper gespeichert, als gebe es Dinge, von denen man sich nie ganz erholt, selbst wenn man wieder zum Alltag zurückgekehrt scheint.“

Veit Kolbe ist über weite Strecken der Ich-Erzähler dieses Buches. Doch das ist hier keineswegs reine Rollenprosa. Arno Geiger geht es um Empathie, aber nicht darum, eins zu eins ein historisches Bewusstsein zu rekonstruieren. Der

Ich-Erzähler ist um einiges kunstvoller konstruiert, als man beim Lesen zunächst meint, und der Blick von der Gegenwart aus ist dezent, aber deutlich in die Sprache eingeschrieben. So gibt es Schrägstriche, die den Text strukturieren und wie ein leiser Verfremdungseffekt wirken. Statt vom „Führer“ oder von Hitler liest man nur von „dem F.“ oder von „H.“ Arno Geiger hat keine Nazispache in das Buch übernommen, als wollte er ihr die Ehre nicht antun, es geht auch ohne.

Einmal ist von der harten „Kriegshaut“ die Rede, die Veit Kolbe erst verlieren muss. Arno Geiger schreibt ohne eine solche Kriegshaut. Manchmal stockt einem beim Lesen auch der Atem, so nah kommt man beim Lesen an die Figuren. Briefe, die authentisch sein könnten, aber doch literarisch entworfen sind, erweitern und akzentuieren Veit Kolbes Bericht. So gehören die Briefe, die der jüdische Zahnarzt Oskar Meyer auf seiner Flucht schreibt, zu den Glanzstücken dieses Buches. Von Frau und Sohn wird er getrennt. Immer auswegloser wird seine Lage. Ganz allein ist er schließlich. Und es ist ein Kunstwerk für sich, wie Arno Geiger der Sprache dieser Briefe allmählich die Hoffnung entzieht, bis nur noch ein stumpfes Grau übrigbleibt.

In einem harten Kontrast wird gleich im nächsten Kapitel durch eine andere Briefschreiberin von der Bombardierung Darmstadts berichtet, ohne dass hier irgend etwas

relativiert oder gegeneinander aufgerechnet würde. Wann Arno Geiger solche harten Schnitte setzt und wann er die Tage verschleift, um die nicht aufhörende Angst, aber auch die genauso hartnäckige Sehnsucht nach Normalität auszudrücken, das spricht für ein hohes Formsensorium und Sprachsensibilität.

Allmählich entwickelt sich auch eine Liebesgeschichte, die ein großer Kitsch hätte werden können, bei Arno Geiger aber etwas Schlichtes und Selbstverständliches bekommt. „Und ich weiß, es sind schon ereignisreichere Geschichten von der Liebe erzählt worden, und doch bestehe ich darauf, dass meine Geschichte eine der schönsten ist“, schreibt Veit Kolbe. Und zugleich sind hier die fünfziger Jahre in dem Roman, als die Menschen sich in die Kleinfamilien wie in ein Schneckenhaus zurückzogen.

„Unter der Drachenwand“ ist ein Roman über die Macht, die Abwesende haben können, und über menschliche Verhaltensweisen und psychische Überlebenstechniken in schrecklichen Zeiten. Und es ist ein Buch, das glaubwürdig behauptet, dass man literarisch über die Zeiten und die geänderten Umstände hinweg mit den Schicksalen der Menschen verbunden sein kann. Genau deshalb ist es nicht nur ein historischer Roman, sondern auch einer über die Gegenwart. Man kann auch Folgendes sagen: Gegen dieses Buch sehen viele andere Bücher zurzeit ausgedacht und gewollt aus.

Anzeige



Unterwegs zu Rechtsextremen und Islamisten

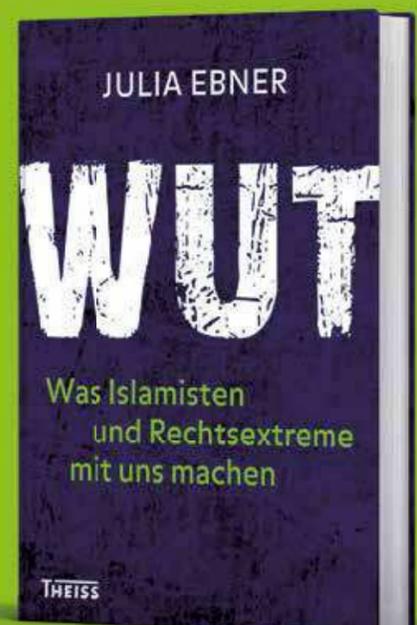
»Julia Ebner zeigt, dass Islamisten und Rechtsextremisten zwei Seiten derselben Medaille sind. Ihre Analyse ist überzeugend, aufschlussreich und äußerst lesenswert.«

Peter R. Neumann, Professor für Sicherheitspolitik, Kings College

Julia Ebner am 16.03.2017 um 14.00 Uhr im taz studio auf der Messe

THEISS

Ein Verlag der WBG
wbg-wissenverbindet.de



336 Seiten, HC mit Schutzumschlag • € 19,95 [D] • ISBN 978-3-8062-3701-6

Wie schnell das geht

Von Ulrich Gutmair

Peter Graf findet es erstaunlich, dass „Der Reisende“ von Ulrich Alexander Boschwitz so gut ankommt. Immerhin sei die Hauptfigur des Romans, der jüdische Unternehmer Otto Silbermann, der sich nach den Novemberpogromen im Jahr 1938 auf der Flucht befindet, nicht sehr warm gezeichnet. Andererseits wirke so seine Selbstreflexion viel plausibler, meint Graf.

Silbermann ist eine herrische Person. Gewohnt, Herr der Lage zu sein, fällt es ihm noch schwerer als anderen, sich mit seiner neuen Rolle zurechtzufinden: „Was war ich? Nein, was bin ich? Ein Schimpfwort auf zwei Beinen, dem man es nicht ansieht, dass es ein Schimpfwort ist! Ich habe keine Rechte mehr, nur aus Anstand oder Gewohnheit tun viele so, als hätte ich noch welche.“ Silbermann echauffert sich über seinen in Paris befindlichen Sohn, dem er nicht zutraut, ihm ein Visum zu besorgen. Einmal fährt er einen jüdischen Bekannten an, den er zufällig trifft und der das Pech hat, so auszusehen, wie sich Antisemiten einen Juden vorstellen: Er kompromittiere ihn ja!

Peter Graf trägt schwarzes Jackett und Dreitagebart. Er spricht überlegt, während er im taz-Café

„Der Reisende“ zeigt, was passiert, wenn der Staat bestimmte Bevölkerungsgruppen nicht mehr schützt und zu Freiwild erklärt

sitzt, so leise und unaufdringlich, dass ihn auf der Aufnahme des Gesprächs die Stimmen der jungen Kolleginnen am Nebentisch zu übertönen drohen. Es ist noch nicht lange her, dass Graf mit einem von ihm wiederentdeckten Buch ein Coup gelang: Ernst Haffners 1932 erschienener Roman „Blutsbrüder“ erzählt von einer Clique mittelloser Berliner Jugendlicher.

Den „Blutsbrüdern“ ist es zu verdanken, dass „Der Reisende“ nun auf Deutsch erschienen ist. Der israelische Journalist Avner Shapira hörte von dem Buch und interviewte Peter Graf. Als das Gespräch in *Ha'aretz* erschien, meldete sich die in Israel lebende Nichte von

Ulrich Boschwitz, Reulla Shachaf. Sie legte Graf nahe, sich das Manuskript von „Der Reisende“ anzusehen, das im Frankfurter Exilarchiv liegt. Der Roman wurde unter den Titeln „The Man Who Took Trains“ 1939 in London und „The Fugitive“ 1940 in New York veröffentlicht. Obwohl sich Heinrich Böll nach dem Krieg für das Buch einsetzte, erschien es nie auf Deutsch.

Ulrich Alexander Boschwitz wurde am 19. April 1915 in Berlin geboren. Sein Vater stammte aus einer jüdischen Familie, war aber zum Christentum konvertiert. Die Mutter war ein Spross der Lübecker Familie Plitt, die bedeutende Theologen hervorgebracht hat. Ulrichs Schwester Clarissa floh 1933 aus Berlin in die Schweiz, schloss sich der Zionistischen Bewegung an und wanderte nach Palästina aus.

Ulrich und seine Mutter Martha Wolgast Boschwitz, eine Malerin, verlassen erst 1935 Deutschland. Anlass sind vermutlich die Nürnberger Rassengesetze. Mutter und Sohn emigrieren nach Schweden, dann nach Norwegen, wo Ulrich Boschwitz seinen ersten Roman „Menschen neben dem Leben“ verfasste. Er ist in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg angesiedelt. Die Protagonisten sind drei Obdachlose, die sich in einen feuchten Keller einmieten. Wegen des großen Interesses an „Der Reisende“ werde man „Menschen neben dem Leben“, 1937 in Schweden erschienen, sicher bald auf Deutsch publizieren, sagt Peter Graf.

„Der Reisende“ entstand innerhalb weniger Monate nach den von der Naziführung organisierten Plünderungen jüdischer Geschäfte, Brandanschlägen auf Synagogen, willkürlichen Verhaftungen und Hunderten von Morden im November 1938, die Ulrich Boschwitz vom Ausland aus verfolgte. Er hält sich damals in Paris, Brüssel und Luxemburg auf. Schon die erste Szene des Buchs zeigt auf beeindruckende Weise das Können des damals 23 Jahre alten Autors.

Otto Silbermann sitzt seinem ehemaligen Frontkameraden Becker gegenüber, der lange sein Prokurist war, nun aber zum Sozium avanciert ist. Silbermann braucht jetzt einen „arischen“ Geschäftspartner. Er ist mit Becker freundschaftlich verbunden, drei Jahre Westfront sind nicht vergessen. Aber nun zeigen sich im Dialog subtil die neuen Machtverhältnisse.

Der Nationalsozialist Becker bestätigt seinem alten Freund, für ihn sei er „ein deutscher Mann – kein Jude“. Man kann schon ahnen, dass die alte Freundschaft Becker nicht davon abhalten wird, sich Silber-

„Es gibt viel mehr Schätze, als man bergen kann“, sagt Peter Graf. Vor Kurzem hat der Verleger und Herausgeber Ulrich Alexander Boschwitz' Roman „Der Reisende“ neu entdeckt, der kurz nach den Novemberpogromen von 1938 entstand. Ein Roman über die Mechanismen der Ausgrenzung, nüchtern und schonungslos



Peter Graf inmitten seiner Bücher. Es gibt immer neue zu entdecken
Foto: Sebastian Wells

manns Geschäft für einen Spottpreis anzueignen, als dieser sich ausbezahlen lässt, um zu flüchten.

„Vieles im Roman trägt autobiografische Züge. Diese Szene wohl eher nicht. Aber auch in diese Figurenzeichnung fließt persönliches Empfinden ein“, vermutet Peter Graf. Ulrich Boschwitz' Vater starb kurz vor seiner Geburt an der Front, wie viele jüdische Männer, die sich weniger als Juden denn als deutsche Patrioten begriffen.

Dass diese erste Szene im Wartesaal der Ersten Klasse eines Berliner Bahnhofs spielt, nimmt die Flucht Otto Silbermanns vorweg, der versucht, durch illegalen Grenzübergang Deutschland in Richtung Belgien zu verlassen, aber scheitert. Fortan ist er mit der Reichsbahn unterwegs, kreuz und quer durchs Land, weil für einen Juden, wie er sagt, „das ganze Reich ein erweitertes Konzentrationslager“ geworden ist. Der Reisende trifft Zivilpolizis-

ten, stramme Nazis und Denunzianten, aber auch Menschen, die ihr Mitgefühl nicht verhehlen, ihm Hilfe anbieten. Er erhält er die Adresse eines jungen Kommunisten, der ihn zur Grenze bringt.

Peter Graf hat sich schon als Jugendlicher für Literatur der Weimarer Republik, der Emigration und aus der unmittelbaren Nachkriegszeit interessiert, Erich Maria Remarque, Manès Sperber, Alfred Andersch. Eben hat er im Verlag das Kulturelle Gedächtnis Alfred Neumanns Roman „Es waren ihrer sechs“ über den Widerstand in Deutschland neu herausgegeben. „Es gibt viel mehr Schätze, als man bergen kann“, sagt er.

Warum ist „Der Reisende“ jetzt so erfolgreich? „Mit den sprachlichen Instrumenten, die am Anfang von Diskriminierung und Ausgrenzung stehen, wird jetzt wieder gearbeitet. Das berührt die Leute an diesem Buch“, sagt Peter Graf. Das Buch

zeige, was passiert, „wenn der Staat bestimmte Bevölkerungsgruppen nicht mehr schützt, sondern öffentlich zum Freiwild erklärt“.

Ulrich Alexander Boschwitz zeigt die Mechanismen der Ausgrenzung, in denen der Massenmord schon angelegt ist, nüchtern und schonungslos. „Vor zehn Minuten ging es noch um mein Haus, einen Teil meines Vermögens. Jetzt geht es schon um meine Knochen. Wie schnell das geht“, sinniert Otto Silbermann.

1939 folgte Ulrich Alexander Boschwitz seiner Mutter ins britische Exil. Dort wurde er als *enemy alien* interniert und nach Australien geschickt. 1942 ging er an Bord eines von der britischen Regierung gecharterten Passagierschiffs, um nach Großbritannien zurückzukehren. Am 29. Oktober wurde die „M. V. Abosso“ im Atlantik von einem deutschen U-Boot torpediert und versenkt.



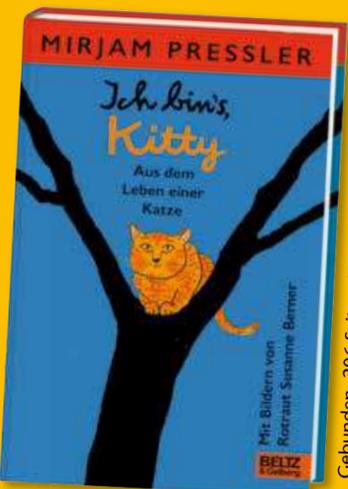
Ulrich Alexander Boschwitz: „Der Reisende“. Klett-Cotta, Stuttgart 2018, 303 Seiten, 20 Euro

Anzeige



Foto: dpa, Fotograf: Jörg Carstensen

Der neue Roman von Mirjam Pressler



Gebunden, 206 Seiten, ISBN 978-3-407-82357-1

Kitty ist stolz darauf, eine Katze zu sein. Doch jetzt muss sie sich alleine um das Überleben kümmern, was für eine Hauskatze gar nicht so einfach ist. Im Hof der alten Bäckerei findet Kitty Freunde – Flecki, Anusch und den weisen Kater Bruno, mit dem sie über das Gute und das Böse in der Welt philosophiert. Doch das Leben ist gefährlich und Kitty weiß, dass sie bald ein Zuhause finden muss. »Du wirst es schaffen«, hat Emma zu ihr gesagt. »Du bist klug und stark, und du hast ein größeres Herz als viele Menschen.«

Eine zutiefst menschliche Katzensgeschichte über das Leben und die Liebe.

Leseprobe:
beltz.de



BELTZ & GELBERG

© Illustrationen: Rotraut Susanne Berner



Das Finale – Band 4 von Elena Ferrantes grandioser Neapel-Saga, „Die Geschichte des verlorenen Kindes“ ist der krönende Abschluss eines erzählerischen Jahrhundertwerks. Es lässt nur eine Frage offen: Was kommt danach?

Gefährlicher als das Heroin

Von **Andreas Fanizadeh**

Die permanente Auseinandersetzung um das, was du bist, sein willst und vor allen Dingen sein sollst, zwischen beharrender Tradition und emanzipatorischer Behauptung schwingt auch in jeder Zeile des vierten Bandes von Elena Ferrantes Neapel-Saga mit. Bis auf die letzten der 600 (von insgesamt über 2.100) Romanseiten weiß die Autorin ihr millionenfaches Lesepublikum mitzunehmen und zu begeistern. In „Die Geschichte des verlorenen Kindes“ treibt sie die um ihre Hauptpersonen Lila und Elena angelegte Erzählung in makellosem Stil weiter voran. Mit den ungleichen, im Nachkriegsitalien aufgewachsenen Freundinnen durchschreiten die Leser*innen nun die italienische Nach-68er-Gesellschaft. Aus den wütenden Jugendlichen der 1960er Jahre sind in den 1970ern Eltern geworden. Ferrantes Frauenfiguren teilen jetzt in den 1980ern, ob sie mit Linksintellektuellen oder rechten Camorristi zusammenleben, ein ähnliches Los: Für Haushalt und Kinderaufzucht sollen sie in der Regel allein zuständig sein.

Ferrante lässt im vierten Band ihres Romanzyklus, der Periode der Ernüchterung, die Kinder- und Jugendfreundschaft ihrer beiden Hauptfiguren Elena und Lila neu aufleben. Beide bekommen mit zweiten Partnern erneut und zu-

gleich Kinder. Lila ist die unbeugsame geblieben. Die harte, stolze und geheimnisvolle Frau, aber nun deutlich gezeichnet von dem konfliktreichen Leben. Im Gegensatz zu Freundin Elena hat sie Neapel und den plebejischen Rione nie verlassen. Dort versucht sie die Dinge weiterhin frontal anzugehen. Mit Mut und Intelligenz will sie die Männerhorden in Schach halten, bändigen, auf deren Terrain vernichtend schlagen. Sie ist die zähe Widersacherin der lokalen Camorra- und Faschistenclans, deren sie sich bedient, um sie gegeneinander auszuspielen und mit denen sie versippschwägert ist. An ihrer Seite schweigsame proletarische Männer, die versuchen, „anständig“ zu bleiben, die auf unklare Weise wie Lila selbst mit dem linken Untergrund Neapels und den Roten Brigaden verbunden zu sein scheinen.

Die Party ist over

Ferrantes Bild der lokalen Mafia, der Camorra von 1980, ist eines, in der die Salumerias nur noch der Romantik oder der Tarnung für das schnelle Geschäft mit den harten Drogen dienen. Aus kleinen Banditen, antistaatlichen Unternehmern und Steuerhinterziehern sind nihilistische Heroin-Dealer geworden. An der Errichtung einer produktiven Ökonomie sind sie nicht mehr interessiert. Aber der Heroinkonsum sickert auch in die eigene Basis ein, zerstört die alten Struk-

turen. Die Party ist over – auf beiden Seiten. Denn auch die stärksten Widersacher der Camorra aus dem Viertel, die linken Militanten gleichen flüchtenden Schatten oder sind bereits im Knast. Die alten Familienclans des Rione zeigen sich (genauso wie Lila) von den fortwährenden Kämpfen ausgezehrt, psychisch instabil. Und nicht nur die militante autonome Linke, auch der neue antipatriarchale Zeitgeist, „ge-

Und so passieren Dinge, die im wirklichen Leben auch passieren, ohne dass man genau weiß, warum

fährlicher als das Heroin“, hat den vielen kleinen Paten zugesetzt. Und homosexuell sind jetzt nicht mehr nur die anderen.

Geschick verschränkt Ferrante über ihre beiden Hauptfiguren Elena und Lila weiterhin die Beschreibung verschiedener Milieus, ohne dabei erzählerisch vorwegzunehmen, wie die weitere Entwicklung wohl sein wird. Während Lila im Süden um ihre Existenz kämpft,

erlebt Elena im gesetzten universitären Milieu des italienischen Nordens den Niedergang der aktivistischen Linken. Vor allem auch die geschlechtlichen Widersprüche im desillusionierenden Leben der vermeintlich besseren Leute. Gerade noch erfolgreiche Schriftstellerin, soll Elena nun Hausfrau werden. Schließlich kehrt sie dem feinen Professorenhaushalt den Rücken, zieht mit ihren beiden Töchtern zurück in den „chaotischen“ Süden, ihrer Heimatstadt Neapel.

Ferrante schildert Elena als eine Frau ihrer Zeit, ausgebrochen und aufgestiegen aus einfachen Verhältnissen, ohne sie zu heroisieren, genauso wenig wie ihre Freundin Lila. Als Alleinerziehende und Schwangere erwarten Elena Schwierigkeiten, „ein Alltag wie eine Ohrfeige“. So sucht sie wieder die Nähe zu Lila, die ihr zuvor als zu dominant, destruktiv, konkurrenz und boshaft erschien. Sie fürchtet und verehrt sie. Über Männer lässt Ferrante ihre Elena nicht viel Schmeichelhaftes berichten. Sie seien alle so „schmierig“ wie ihr Nino. Allerdings wird kaum plausibel, wie sich Elena zu dieser „kontinuierlichen Täuschung des Verstands“ durch Liebe zu einem Opportunisten wie Nino hinreißen lassen konnte – eine der wenigen Schwächen des Personals über vier Bände hinweg.

Als Elena schließlich mit ihren inzwischen drei Töchtern in den schmutzigen Rione zurückzieht,

hat es Lila dank ihrem Fanatismus zu einem Start-up, der Computerfirma Basic Sight und zwischenzeitlich auch zur erfolgreichsten (legalen) Unternehmerin des Viertels gebracht. Doch der Titel von Band 4, „Die Geschichte des verlorenen Kindes“, sagt es bereits, das Unheil ist mit im Gepäck. Und so passieren Dinge, die im wirklichen Leben auch passieren, ohne dass man genau weiß, warum.

Ferrante spielt im letzten Band ihres großen italienischen Nachkriegsepos noch ausdrücklicher als zuvor mit schriftstellerischen Selbstreflexionen, ohne dass diese den Lesefluss für daran weniger Interessierte negativ beeinflussen würden. Raffiniert betreibt sie ihr Spiel um Authentizität und Faktizität („Der Rione hörte auf, eine Fiktion zu sein“). Auch wenn die meisten der Millionen von Ferrante-Fans kaum an literaturwissenschaftlichen Details interessiert sein dürften, bei Ferrante kommen auch Literaturwissenschaftler auf ihre Kosten. Ihre vielschichtige Perspektive vermag verschiedene Erwartungen zu befriedigen. Mit dem Schluss befinden wir uns literarisch in der Übergangsphase zu den heutigen, offeneren Gesellschaften. Bei Debatten über die Pluralität der Lebensstile oder dem Recht des Individuums auf Differenz. Da gibt es künftig leider nun ein Problem: Wir müssen diese ohne einen fünften Band von Elena Ferrante fortsetzen.

So geht es weiter: Casting 2017 für die HBO-Ferrante-Serie
Foto: Nadia Shira Cohen/ NYT/Redux/laif



Elena Ferrante: „Die Geschichte des verlorenen Kindes“. Aus dem Italienischen von Karin Krieger. Suhrkamp, Berlin 2018, 616 Seiten, 25 Euro

Anzeige

OPTIMISMUS MACHT

uns mutig und dadurch wird

UNMÖGLICHES MÖGLICH.

DAS BEWEGT MICH!

PSYCHOLOGIE HEUTE

Leipziger BUCHMESSE Halle 2/G 101



WWW.PSYCHOLOGIE-HEUTE.DE

Der Leutnant des Dschihad

Eigentlich ist Edgar Stern Journalist. Dann kommt der Erste Weltkrieg und er meldet sich als Offizier. Am Rhein, wo er stationiert ist, hält es ihn aber nicht lange. Denn er hat einen Plan, wie Deutschland den Krieg siegreich für sich entscheiden kann. Mit seinem Vorhaben stößt er beim Kriegsministerium zunächst auf offene Ohren, eine militärische Intervention der Türkei macht sein Vorhaben aber zunichte.

Dafür wird Stern auf eine andere Mission nach Konstantinopel geschickt, wo er, als Jude, den Sultan dazu bewegen soll, in der muslimischen Welt den Dschihad auszurufen. Da zahlreiche Kolonien Russlands, Frankreichs und Englands dazugehören, würde sich der Krieg auch auf diese Weise zugunsten Deutschlands wenden lassen, so die Hoffnung im Berliner Ministerium. Stern wird darauf mit einer Truppe nordafrikanischer Kriegsgefangener, die auf Seiten der Franzosen gekämpft hatten, an den Bosphorus geschickt.

Jakob Hein, der sich mit seinen Romanen bisher in der Gegenwart bewegt hat, nahm für „Die Orient-Mission des Leutnant Stern“ eine historische Vorlage. Edgar Stern-Rubarth, so sein vollständiger Name, war während des Ersten Weltkriegs tatsächlich im Nahen Osten eingesetzt. Auch für das übrige Personal hat sich Hein an historische Figuren gehalten.

Der ironische Tonfall, in dem Hein diese Geschichte erzählt – jedes Kapitel ist aus der Sicht einer der beteiligten Personen geschrieben –, passt sich dem Stoff gut an. Man kann das hier und da ein wenig altväterlich finden, doch ist Heins Figurenzeichnung psychologisch stets genau. In Heins Personaltableau treffen preußische Militärs, darunter etwa der Orientalist Karl Emil Schabinger von Schowingen, der später der NSDAP beitreten sollte, auf kriegsunerfahrene Nordafrikaner wie Tassout aus dem Atlas, der auch ohne Deutschkenntnisse einen recht klaren Eindruck vom Geschehen um sich herum bekommt.

Hein gibt seine Figuren dabei fast nie der Lächerlichkeit preis. Auch die weniger sympathischen Mitstreiter dieses Unternehmens kommen einem als Personen stets so nah, dass man ihre Motive zumindest verstehen kann. Und aktuell ist das Buch allemal durch die Skizzierung der Rolle, die die Deutschen bei der Instrumentalisierung des Dschihad gespielt haben.

Tim Caspar Boehme

Jakob Hein: „Die Orient-Mission des Leutnant Stern“. Galiani Verlag, Berlin 2018, 256 Seiten, 18 Euro

Temporäre autonome Zone

Es stinkt in den Straßen von Porto Alegre, die Hitze brennt und die Busfahrer streiken. Dort zu Besuch in ihrer

alten Heimatstadt, wird Aurora per Twitter-Nachricht von der Ermordung Andrei Dukelskys überrascht. Ende der neunziger Jahre hatten sie gemeinsam als Studenten *Orangotango*, eines der ersten Online-Fanzines in Brasilien, herausgegeben und sich danach aus den Augen verloren.

Auf der Beerdigung des „Duke“, des charismatischen Kopfes der ehemaligen Gruppe und später gefeierten Literaten, treffen nun die alten Weggefährten Aurora, Antero und Emiliano nach über zehn Jahren wieder aufeinander. Aus den wechselnden Perspektiven dieser drei Protagonisten entsteht in „So enden wir“ das subtile Porträt einer Generation, der sich auch der 1979 in São Paulo geborene Schriftsteller Daniel Galera zugehörig fühlt. In seinem Roman waren die ehemaligen Freunde Ende der 1990er Jahre Teil einer subkulturellen Avantgarde, die mit digitaler Kommunikation und virtueller Öffentlichkeit zu experimentieren begonnen hatte – begeistert von Hakim Beys anarchistischer Idee „temporärer autonomer Zonen“.

Längst sind Internet und technologischer Fortschritt Alltag geworden, die Lebensverhältnisse aber bleiben für viele, auch aus der brasilianischen Mittelschicht, prekär.

Als Biologin erforscht Aurora inzwischen an der Universität von São Paulo den Biorhythmus des Zuckerrohrs. Beruflich erschöpfen sie die Machtkämpfe des wissenschaftlichen Betriebs. Privat erlebt sie Intimität vor allem als Cybersex auf Amateurlivestreamwebsites wie „Chaturbate“. Währenddessen Antero, der großsprecherische Nachfahre finnischer Einwanderer, die frühen Erfahrungen mit ersten viralen Posts längst ins Standardrepertoire seiner erfolgreichen Werbeagentur übernommen hat. So empfindet er die wütenden Straßenproteste gegen die Erhöhung der Busfahrpreise, in die auch er sich 2013 zufällig stürzt, vor allem als gelungene Simulation für die sozialen Netzwerke.

Emiliano, der damals mit Anfang zwanzig seine erste homosexuelle Erfahrung in einer einmaligen intimen Begegnung mit Andrei Dukelsky machte, wird nun mit der Biografie über den rätselhaften Schriftsteller und die seltsamen Umstände seines Ablebens beauftragt.

In „So enden wir“ entwirft Galera ein kontrastreiches, widersprüchliches Szenario menschlicher Erfahrungen und Empfindungen vor dem brasilianischen Hintergrund wirtschaftlicher Krisen, spürbarem Klimawandel und politischer Instabilität. Über unterschiedliche Erinnerungen nähern sich Aurora, Antero und Emiliano der euphorisch erlebten, für sie prägenden Vergangenheit an. Ernüchtert, aber deutlich erkennen sie darin sich selbst.

Eva-Christina Meier

Daniel Galera: „So enden wir“. Aus dem Portugiesischen von Nicolai von Schweder-Schreiner. Suhrkamp, Berlin 2018, 232 Seiten, 22 Euro

Schmerz, Liebe und Zigaretten

Am Anfang steht das Trauma. Wie schon in ihrem ersten Roman „Der Mauerläufer“, der mit einem Autounfall und einer dabei verursachten Fehlgeburt begann, startet Nell Zink auch ihr drittes Buch (das zweite, „Mislaid“, liegt bisher nicht auf Deutsch vor) mit einer Tragödie. Die 23-jährige arbeitslose Business-Studies-Absolventin Penny verbringt die letzten Tage ihres todkranken Vaters, einem jüdischen Schamanen, an dessen Krankenbett. Der Verlust nimmt Penny mit wie niemanden sonst in ihrer Familie, nicht ihre junge kolumbianische Mutter (sie ändert ihren Facebook-Status am selben Tag noch auf Single) und auch nicht ihren zynisch kapitalistischen Stiefbruder Matt. Dieser ermutigt Penny, ein verlassenes Haus ihres Vaters in einem ärmeren Bezirk New Jerseys aufzusuchen, um es für den Verkauf auf Vordermann zu bringen und eventuell noch einen Gentrifizierungsprozess anzustoßen. Doch als Penny ankommt, ist das Haus längst besetzt. Von einer Gruppe von Aktivisten, die sich für die Rechte von Rauchern einsetzen – und ihr Zuhause „Nikotin“ nennen.

Mit einem brillanten Blick für die Außenseiter einer durchgenormten Konsumgesellschaft zeichnet Nell Zink von hier aus ein Figurenensemble, das sich so hoffnungslos widersprüchlich wie die US-Linke und so aufregend vielseitig wie der Cast einer Netflixserie entwickelt. Die kalifornische Schriftstellerin, die mit 50 Jahren ihren ersten Roman veröffentlichte und inzwischen in Bad Belzig in Brandenburg lebt, hat mit „Nikotin“ ihren dritten Roman in nur 18 Monaten geschrieben.

In rasantem Tempo kommen hier immer mehr neue besetzte Häuser, immer neue Figuren und Beziehungen mit ganz eigenen Dramen und Absurditäten zusammen. Es geht um transzendente Erfahrungen, um Schmerz und Liebe. Zugleich loten die Anarchos in zum Schreien komischen Dialogen die Möglichkeit einer Revolution aus.

Und ja, es geht auch um Sex. Denn Penny verliebt sich in den „Nikotin“-Bewohner Rob, der asexuell ist und zugleich verliebt in die verruchte kurdische Mitbewohnerin Sorry. Auch dieses Beziehungsdreieck macht Zinks Buch zu einem wahren Pageturner, denn die Leser*innen sehnen sich selbstverständlich nach einer Klimax. Und ja, sie werden sie bekommen. *Fatma Aydemir*

Neil Zink: „Nikotin“. Aus dem Englischen von Michael Kellner. Rowohlt, Reinbek 2018, 398 Seiten, 22,95 Euro

Die Subversivität von YouTube-Videos

Es ist so: Man muss dieses Buch anders lesen. „Serverland“ von Josefine Rieks, das Debüt einer ehemaligen Hildesheimer Schreibschülerin, tut nämlich nur

so, als sei es ein Science-Fiction-Roman. Es spielt in der Zukunft, irgendwann in den kommenden dreißiger, vierziger oder fünfziger Jahren; das Internet wurde per Volksabstimmung vermutlich aus Angst vor Terror abgeschafft; ein paar Jugendliche jedoch haben eine Lagerhalle in Holland in der Nähe von Groningen ausgemacht, in der unbekannte digitale Schätze lagern, wie auch der hinzugerufene Computer-Nerd und Postangestellte (!) Reiner, der Erzähler, erkennt. Also wird ein Camp improvisiert, politisch gefachsimpelt, es gibt Plenum und Überlegungen zur Strategie, bis der Run von außen einsetzt und, simpel gesagt, die Masse, das Geld und das Besitzdenken die Idee zersetzen.

Es handelt sich also gar nicht um Science-Fiction, sondern um, sagen wir, eine retromanische Fantasie: um eine Geschichte, die nur scheinbar in der Zukunft spielt, eigentlich aber die Vergangenheit und damit wiederum die Gegenwart meint. Und die sagt, dass Jugendkulturen seit jeher dazu verdammt sind, die historische Vorlage von 1968 mehr schlecht als recht zu kopieren, und zwar immer und immer wieder, und dass sie irgendwann sogar die Kopien kopieren und dabei immer undeutlicher werden. Und dass jede kulturpolitische Avantgarde, wie auch die digitale (wie bereits zu sehen war), dem Untergang geweiht ist. „Maybe it's idealism – or it's just showing off“, wie eine Randfigur im Buch sagt.

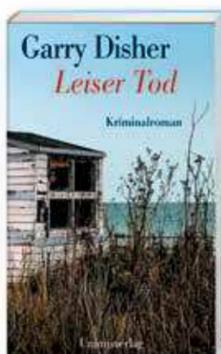
Wenn man so will, ein Buch als Symptom: Alles sieht irgendwie wie früher aus, jedenfalls für die, die sich noch erinnern. Tankstelle, Holland, Haribo, Dosenbier, Snickers, VW Scirocco. Zurück in die Zukunft, also ungefähr ins Jahr 1985. Es wird so geredet wie früher (wenn man sich noch als links versteht), nämlich in bei Guy Debord gelesenen Theorieblasen oder als x-te Variante hippiesken Gelabers an den Lagerfeuern der westlichen Welt. Für die, die sich nicht erinnern, mag das alles neu sein. Es bleibt unheimlich: Es sieht wie Wiederkehr aus.

Wer diese Jugendkultur nicht versteht, sollte mal ins „Loophole“ (sic) gehen, einem kleinen Club in Berlin-Neukölln. Dort sieht alles aus wie in den achtziger Jahren: nackt, abgeranzt, einfach, es wird amerikanisches Englisch gesprochen, Mode und Frisuren sind von vorgestern, das Bier kommt aus dem Kasten, und die Musik ist düster. Ein Zeitloch. Dachte man in den Achtzigern, die Sixties würden nie vergehen, sind es heute die Achtziger selbst, die einfach nicht vergehen wollen.

Der Witz an „Serverland“ ist, dass der Roman sich darüber subtil und perfide lustig macht, genauso wie über die naive Utopie aus der digitalen Steinzeit. Ich meine: YouTube-Videos! Die Kids in diesem Roman halten YouTube-Videos für ein subversives Mittel! Ein Mittel zur Revolution! Darauf muss man erst mal kommen. *René Hamann*

Josefine Rieks: „Serverland“. Hanser, München 2018, Seiten, 18 Euro

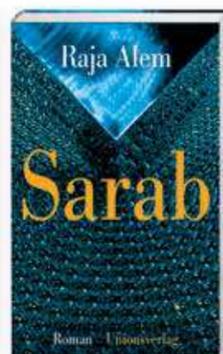
Anzeige



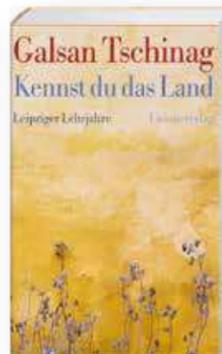
Garry Disher
»Ein Krimi von Weltformat. Disher beweist aufs Neue, dass er einer der besten Krimiautoren unserer Zeit ist.«
The Canberra Times



Steven Amsterdam
»Einfach gehen« schöpft seine Kraft aus großartigen Figuren, einem hochspannenden Thema und Amsterdam langjährigen Erfahrungen als Palliativpfleger.«
The Sydney Morning Herald



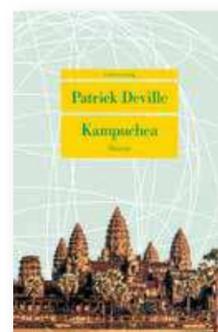
Raja Alem
»Raja Alem erzählt überwältigend gut, atmosphärisch dicht, sinnlich und geschickt.«
Die Presse



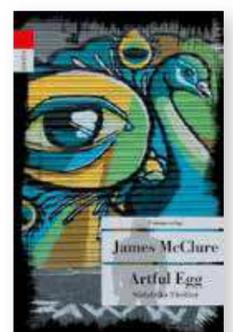
Galsan Tschinag
»Ein Autor, der mit einem Werk von archaischer Wucht und feiner Psychologie fasziniert.«
Kölnner Stadt-Anzeiger



Claudia Piñeiro
»Bei der Lektüre stockt einem der Atem.«
NDR



Patriek Deville
»Ein Roman zwischen Entdeckungsreise und historischer Träumerei, der den Leser nicht mehr loslässt.«
L'Indépendant



James McClure
»Raffinierter Aufbau, hintergründiger, leicht ironisch getönter Humor und glaubhafte Charakterzeichnungen. Sehr empfehlenswert.«
Der Tagesspiegel

Unionsverlag

Auf der Beerdigung des Duke, die hinkende Kuh und Schüler mit Leistungskummer. Die Achtziger vergehen nie. Einer ist in Konstantinopel, es geht auch um Sex. Fliegen ohne Flügelschlag und schon wieder ein Scirocco. Die Leser brauchen eine Klimax, die Busfahrer streiken.

Weit entfernt von einer künstlichen Intelligenz

Die digitalisierte Welt produziert Unübersichtlichkeit. Manuela Lenzen widmet sich dem Thema der künstlichen Intelligenz (KI) und arbeitet technische und soziale Grundlagen, positive wie negative Aspekte dieser schönen neuen Welt systematisch heraus. Ihr Befund: Während wir von einer wahrhaftigen KI noch meilenweit entfernt sind, verrät die Beschäftigung mit ihr viel über uns selbst und die Blackbox der Psyche. Doch zunächst blickt die Autorin auf die Funktionsweise der präsentesten Form maschineller Intelligenz: den Algorithmus. Algorithmen sind formalisierte Problemlösungsprozesse, wie etwa das schriftliche Dividieren. Diese streng logische Herangehensweise identifiziert Lenzen als das ursprüngliche Bestreben der KI-Forschung: Ein bestimmtes Ziel, z. B. das Fliegen, soll ohne eine unnötig komplizierte Imitation der Natur – z. B. den Flügelschlag – erreicht werden. Heute werden Algorithmen überall genutzt: Sie verarbeiten riesige Datenmengen, verbessern die Produktion und lernen dabei immer weiter dazu. Die selbstlernenden Systeme der Zukunft sollen in der Lage sein, präzise Prognosen zu liefern, und unter anderem bei der Kriminalitätsvorsorge oder einer vernünftigen Planung der Weltwirtschaft eingesetzt werden.

Allerdings stoßen rein datengetriebene Systeme längst an Grenzen. Die Autorin zitiert neuere Erkenntnisse der Robotik, die belegen, dass sich Intelligenz nicht allein virtuell verwirklichen lässt. Ein unbesiegbare Schachcomputer oder ein besonders versierter Chatbot seien eben noch lange keine KI im eigentlichen, kognitiven Sinne – auch wenn man das, siehe Turing-

Test, lange angenommen habe. Stattdessen sei ein verkörpertes System notwendig, das seine Intelligenz, statt auf wenige spezialisierte Felder getrimmt zu sein, allgemein und möglicherweise gar in Echtzeit erwerben muss. „Zahnpasta auf die Zahnbürste zu geben“, so Lenzen, „ist für eine KI eine viel größere Herausforderung, als auf Großmeister-Niveau Schach zu spielen.“ Heute arbeiten KI-Forscher eng mit Biologen und Entwicklungspsychologen zusammen und zeigen sich verblüfft über die Vielseitigkeit natürlicher Systeme.

Der zweite Teil des Buches verhandelt soziale Konsequenzen künstlicher Intelligenz. Die Autorin beschreibt die häufig von diffusen Ängsten und vagen Hoffnungen geprägten Diskurse. Im gesellschaftlichen Umgang mit der KI gelte es, Fragen nach der Zukunft der Arbeit genauso in den Blick zu nehmen wie die nach der Haftbarkeit autonomer Maschinen oder nach der Besonderheit des „Menschlichen“. Dabei geht es der Philosophin um eine möglichst ganzheitliche Antwort. Denn ohne Frage wird die KI unser Leben von Grund auf verändern. Doch die Auseinandersetzung mit ihr bietet, so Lenzen, die Möglichkeit einer neuen Ethik und einer alternativen Wirtschaftsweise. *Frederic Jage-Bowler*

Manuela Lenzen: „Künstliche Intelligenz. Was sie kann und was uns erwartet“. C. H. Beck, München 2018, 272 S., 16,95 Euro

Leistung ist Selbstmord und Emanzipation

Ohne sie geht es nicht. Leistung wird in Schulen, im Job, ja sogar in unseren Beziehungen verlangt. Wir messen uns

fortwährend mit anderen, und niemand wird behaupten können, nicht schon mal unter dem allgegenwärtigen Leistungsdruck gelitten zu haben. Wie konnte es so weit kommen?

Nina Verheyen spürt dem Phänomen in ihrem Buch „Die Erfindung der Leistung“ nach. Von der Definition des Strebers bis zur Einnahme von Crystal Meth im Zweiten Weltkrieg. Ganz die Historikerin, bewegt sich Verheyen in ihrem Essay vor allem zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert. Zwei Jahrhunderte, in denen sich der Leistungsbegriff stets veränderte. Frauenbewegungen, sportliche Weltrekorde oder die Industrialisierung zieht die Autorin heran, geht dabei allerdings nicht chronologisch vor. Sondern verbindet die Ereignisse und Anekdoten so intelligent, dass man wenig Mühe hat, ihren Zeitsprüngen zu folgen.

Dabei ist „Die Erfindung der Leistung“ keine Kapitalismuskritik und versteht sich auch nicht als Lob auf die Leistung. Viel zu unterschiedlich und abwechslungsreich wählt Nina Verheyen ihre Blickwinkel. So zum Beispiel den von Goethe, der selbst gerne das Bild von sich als Naturtalent befeuerte. Während seinen jungen Werther der Liebeskummer plagt, hatten die Schülerinnen um 1900 Leistungskummer. Die ansteigende Zahl von „Schülerselbstmorden“ in den Dekaden um die Jahrhundertwende wurde auch literarisch in Dramen und Erzählungen aufgegriffen.

Einen positiven Effekt der Leistung betonte hingegen 1915 die Frauenrechtlerin Lily Braun. Sie sprach sich für einen Krieg aus, würde doch der Staat so die Fähigkeiten der Frauen brauchen und erkennen.

Die Arbeitsleistung von Frauen und Männern bekam mit Henry Ford und der eingeführten Fließbandarbeit eine neue

Bedeutung. Allerdings mussten Unternehmer wie er einsehen, dass die Produktivität mit Senkung der Arbeitszeit anstieg. Leistungsmessung hatte somit tatsächlich positive Folgen für die FabrikarbeiterInnen.

In der Gegenwart – zwischen Leistungsgesellschaft und Leistungskritik – wird für Entlohnung, Aufmerksamkeit, Anerkennung oder für andere geleistet. Daher ist eine Auszeit im heimischen Garten bestimmt wohl verdient. Doch diesen Garten, in den sich eine Hängematte spannen lässt, so die Autorin, muss man sich eben auch erst mal leisten können. *Verena Krippner*

Nina Verheyen: „Die Erfindung der Leistung“. Hanser Berlin 2018, 256 S., 23 Euro

Dompfaffen, Kaninchen, alte und kranke Kühe

Der Herausgeber des Regensburger Punk-Fanzines *Marionett* und Autor von „Verschwende deine Jugend“ Jürgen Teipel hat zwischen Südtirol und Chile 32 Leute besucht, die auf dem Land leben und ihm eine Geschichte aus dem Zusammenleben mit einem ihrer Tiere erzählt haben. Auf so ein schönes Buch habe ich lange gewartet.

Zwar haben Tierbücher wie in der Nachkriegszeit wieder Konjunktur, aber fast immer erschöpfen sie sich diesmal in Artwissen, wenn die Tiere darin nicht sowieso nur am Rande von Menschenumtrieben vorkommen. Der Biologe Josef Reichholf äußerte über diese Vorstellungen von Tieren: „Zu lange wurden sie lediglich als Vertreter ihrer Art betrachtet, sogar von Verhaltensforschern. Das machte sie austauschbar und normierte sie zum ‚arttypischen Verhalten‘, aus dem die ‚artgerechte Haltung‘ abgeleitet wurde. Das ist falsch. Tiere müssen zu Individuen mit besonderen Eigenheiten werden.“

Um solche Individuen handelt es sich durchweg bei den „Wahren Geschichten von Tieren und Menschen“. Es sind von Empathie getragene Langzeitstudien, wobei einige der Tiere keine lange Lebenszeit haben: Dompfaffen, Kaninchen, Hunde, alte und kranke Kühe. Deswegen enden viele Geschichten quasi naturnotwendig mit dem Tod des jeweiligen Tieres. Weil man sich bis dahin aber mit dem Tiere identifiziert hat, wird man kapitelweise sentimental eingestimmt, ohne dass das wohl von den Erzählern und von Teipel beabsichtigt war, eher das Gegenteil, vielleicht so wie es der Verhaltensforscher Konrad Lorenz einmal sagte: „Von meinen Barschen im Aquarium habe ich mehr gelernt als in meinem ganzen Studium.“

Die da über die Lebensgeschichten erzählten, könnte man in der Mehrzahl als semiprofessionelle Tierhalter bezeichnen: Reittherapeutinnen, Tierfilmer, Gnadenhof-Betreiber, Hobby-Imker, eine Beschäftigungstherapeutin für Menschenaffen in Gefangenschaft, einer, der als Erzieher mit verhaltensauffälligen Kindern und Eseln im Planwagen herumzog, usw. *Helmut Höge*

Jürgen Teipel: „Unsere unbekannte Familie. Wahre Geschichten von Tieren und Menschen“. Suhrkamp Verlag, Berlin 2018, 285 S., 18 Euro

Anzeige

Anne Reinecke *Leinsee*

Als Kind war für ihn kein Platz in der symbiotischen Beziehung seiner Eltern. Nun kehrt Karl – fast 30 und angesagter Künstler – nach Jahren ohne Kontakt zurück in seine Heimat Leinsee. Hier beginnt sein Kosmos zu schwanken. Die einzige Konstante ist ausgerechnet das kleine Mädchen Tanja, das ihn mit kindlicher Unbekümmertheit zurück ins Leben lockt.

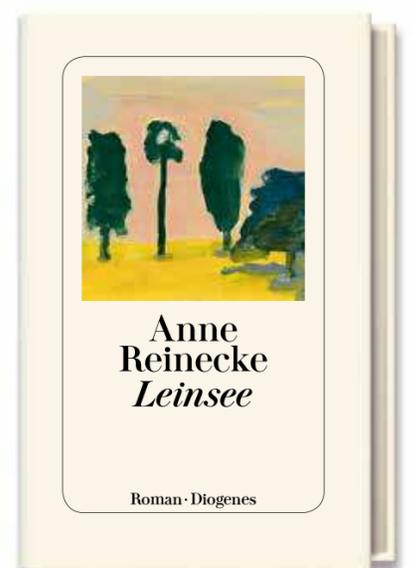
LESEREISE	15. März 2018, Leipzig, Buchmesse	11. April 2018, Singen
	17. März 2018, Köln, lit.COLOGNE	18. April 2018, Aachen
	9. April 2018, Berlin	19. April 2018, Kaiserslautern

Weitere Termine auf: <http://diolink.ch/reineckeliest>

Mit der Smartphone-App
LChoice direkt beim
lokalen Buchhändler kaufen



Diogenes



368 Seiten, Leinen, € (D) 24.–
Auch als eBook und Hörbuch

Lakonisch in Bukarest

Im Kulturbereich sind die Honorare miserabel, also hat Cristina bei einer Baufirma angeheuert. Lavinia Braniște erzählt von Weihnachtsfeiern, Anpassung und einem Leben im ständigen Hader in Rumänien: „Null Komma Irgendwas“



Auf Armut reagiert man allergisch: Balkon in Bukarest
Foto: Thomas Haugersveen/VU/laif

Von **Carola Ebeling**

Es komme einem Lotteriegewinn gleich, wenn ein rumänisches Buch im Ausland übersetzt werde, so formulierte es Lavinia Braniște in einem Gespräch mit einem Schriftstellerkollegen vergangenes Jahr. Zeitgenössische rumänische Literatur habe es außerhalb des eigenen Landes sehr schwer. Ob die 34-jährige da schon von ihrem Glückslos wusste? Soeben ist ihr Debütroman „Null Komma Irgendwas“ im kleinen mikrotex Verlag erschienen. Glücksfördernd war sicher die Tatsache, dass Rumänien Schwerpunktland der Leipziger Buchmesse ist.

Lavinia Braniște ist in ihrem Heimatland eine angesehene Autorin. Die Anerkennung, die sie sich mit zwei Erzählungsbänden, ihrem Roman – der 2016 als bester rumänischer Roman ausgezeichnet wurde – und drei eigenwilligen Kinderbüchern erschrieben hat, ist

kein Ergebnis willkürlicher glücklicher Fügungen.

Cristina heißt die Icherzählerin in „Nulla Komma Irgendwas“, die nur wenig jünger als die Autorin ist. Und wie sie in einer der ersten Szenen des Romans ums Gleichgewicht ringend fast im Schlamm einer Baustelle versinkt, sich dabei beobachtet fühlt und daher am liebsten unsichtbar sein möchte, offenbart viel über ihr Hadern mit sich und ihren Mitmenschen: „Ich rutsche durch den weichen Schlamm – mittlerweile habe ich ihn auch auf meiner Jeans – schau, wo ich hintreten kann, und merke, wie mir der Helm von meiner Kopfmitte ins Gesicht rutscht. Die Mütze folgt. (...) Plötzlich habe ich die Gewissheit, dass irgendwo, sehr nahe, ein Weg sein wird. Aufgrund meiner unermesslichen Naivität, die Welt und die Wahrscheinlichkeitstheorien betreffend, habe ich sicherlich nicht ausreichend danach geguckt. Ich bin von meiner Einsamkeit auf diesem schlammigen Planeten, dieser Baustelle, überwältigt.“

Cristina, studierte Übersetzerin, hat bei einer Baufirma angeheuert, denn im Kulturbereich sind die Honorare so miserabel, dass sie sich nicht mal ihre bescheidene, im Badezimmer schimmelige Einzimmerwohnung in einer Hochhaus-siedlung am Rande des Bukarester Stadtzentrums leisten könnte. Sie verabscheut ihre Arbeit, die sie als sinnentleert wahrnimmt.

In einer nüchternen, lakonischen Sprache, die sich scheinbar gerade nicht um Literarizität bemüht, tatsächlich aber genau gearbeitet ist, schildert Braniște das berufliche Milieu ihrer Protagonistin: die um Anerkennung buhlende, machtbewusste Chefin, die sich mal freundlich gibt, nur um dann umso schärfer die Hierarchie in der Firma auszuspielen. Die Rituale auf Weihnachtsfeiern und an Geburtstagen, das krampfartige Suchen nach Gesprächsthemen am Buffet, das peinliche Schweigen.

Doch während alle anderen gut damit klarzukommen scheinen, empfindet Cristina die Ent-

fremdung von der Arbeit und den Kolleg*innen stark. Obgleich sie sich für die Vernunft, die Anpassung entschieden hat, bleibt sie empfindsam, mit sich und ihrem Leben im ständigen Kampf.

Schön eigensinnig ist der Ton, den die Autorin dafür gefunden hat. Ohne die Selbstzweifel und die Traurigkeit ihrer Figur zu verflachen, stattet sie sie mit einem lakonischen, selbstironischen Humor aus und vermeidet so die Gefahr einer ermüdenden Selbstumkreisung. Zudem erhält Cristina durch die besondere Beziehung zu ihrer Mutter eine weitere Facette. Diese ist schon früh zum Arbeiten nach Spanien gegangen. Einmal im Jahr kommt sie zu Besuch, so aufgestaute wie hilflose Gefühle im Gepäck, die zwischen beiden zu Missverständnissen führen und sie doch aneinander binden.

Angesichts ihrer langjährigen lauen Fernbeziehung mit Mihai möchte man Cristina manchmal schütteln. Trotz besseren Wissens schürft sie darin zu lange nach den

Essenzen wahrhaftiger Gefühle. Doch ist das Verhalten beider Beteiligten sehr genau beobachtet.

In vielerlei Hinsicht schreibt Braniște hier über ihre Generation, vieles lässt sich auf andere europäische Länder übertragen. Doch zugleich werden durch den miterzählten rumänischen Alltag auch die Besonderheiten kenntlich.

Die weit verbreitete Korruption etwa wird nur angedeutet, wenn in der Firma die Geldflüsse als intransparent erscheinen. Die Roma werden ganz selbstverständlich als Zigeuner bezeichnet, von denen sich eine Kollegin das Auto nicht voll „stinken“ lassen will. Auf das Wort arm reagiert man allergisch. Und über ehemalige Mitglieder der Securitate spricht man schon mal „mit diesem Funkeln in den Augen, das Bewunderung für Personen, die es im Leben zu etwas bringen, zum Ausdruck bringt“.

Braniște legt den Fokus nicht auf die Politik ihres Landes, sondern auf den Alltag ihrer Figuren – durch den das Politische aufscheint.



Lavinia Braniște: „Null Komma Irgendwas“. Aus dem Rumänischen von Manuela Klenke. mikrotex, Berlin 2018, 281 Seiten, 21,99 Euro

taz studio auf der Buchmesse Leipzig in Halle 5 | H 408

Das aktuelle Programm und weitere Informationen unter: www.taz.de/buchmesse

Donnerstag, 15. März

11.00 Uhr | „Katzen“ von **Helmut Höge** (Peter Engstler) Eine Recherche über große und kleine Katzen, ihre Auswilderung und ihre Domestizierung.
Moderation: **Matthias Bröckers**

11.45 Uhr | „Atlas der verschwundenen Länder“ von **Björn Berge** (dtv) Eine Weltgeschichte, erzählt in Briefmarken, von einem leidenschaftlichen Sammler aus Norwegen. Moderation: **Jan Feddersen**

12.30 Uhr | „Grunewald im Orient“ von **Thomas Sparr** (Berenberg) Rechavia, deutsch-jüdischer Mikrokosmos seit 1933, ist bis heute von diesen Einflüssen geprägt.
Moderation: **Klaus Hillenbrand**

13.15 Uhr | „Die Erfindung der Leistung“ von **Nina Verheyen** (Hanser Berlin) Über die Idee individueller Leistung. Ein Plädoyer für eine historisch informierte, sozialere Definition.
Moderation: **Tania Martini**

13.45 Uhr | „Die Orientmission des Leutnant Stern“ von **Jakob Hein** (galiani) Der toll-kühne jüdische Leutnant Edgar Stern soll 1914 für Wilhelm II. den Dschihad organisieren.
Moderation: **Klaus Hillenbrand**

14.45 Uhr | taz FUTURZWEI: „2018. Aufbruch oder Scheiße?“ taz FUTURZWEI-Herausgeber **Harald Welzer** über das Grundgefühl des Umbruchjahres 2018: Das kann so nicht gut gehen! Moderation: **Peter Unfried**

15.30 Uhr | „Verhaftung in Granada“ von **Doğan Akhanlı** (KIWI) Mitten im Urlaub wird Akhanlı auf Betreiben des türkischen Staats in Spanien verhaftet.
Moderation: **Andreas Fanizadeh**

16.15 Uhr | „Buchhandel gegen rechts“ mit **Jörg Braunsdorf** und **Thomas Krüger**. Wie können und sollen Buchhandel und Buchmesse rechtsradikalen Tendenzen begegnen? Moderation: **Barbara Junge**

17.00 Uhr | „Töchter“ von **Lucy Fricke** (Rowohlt) Zwei Frauen brechen auf zu einer Reise in die Schweiz, mit einem todkranken Vater auf der Rückbank.
Moderation: **Nina Apin**

Das taz FUTURZWEI Zukunftsgespräch:

lange Sätze, brillante Gedanken, große Unterhaltung

Donnerstag, 15. März, 19.00 Uhr
Galerie KUB Leipzig, Kantstr. 18

Wird 2018 das neue 1968?

Die Revolte von 1968 war eine Freiheitsbewegung, keine Gerechtigkeitsbewegung. Es ging um mehr Ich, nicht um mehr Wir. Revolten der Gegenwart kommen dagegen oft als populistische Anti-Freiheitsbewegungen daher. Was bedeutet das für eine progressive Bewegung von 2018?

Robert Habeck, Bundesvorsitzender Bündnis 90/Die Grünen, und **Heinz Bude**, Soziologe und Autor von „Adorno für Ruinenkinder“, im Gespräch mit taz FUTURZWEI Chefredakteur **Peter Unfried**.

Freitag, 16. März

11.00 Uhr | „Die Angstprediger“ von **Liane Bednarz** (Droemer) Wie rechte Christen Gesellschaft und Kirchen unterwandern.
Moderation: **Jan Feddersen**

11.45 Uhr | „Prawda. Eine amerikanische Reise“ von **Felicitas Hoppe** (Fischer) Büchner-Preisträgerin Felicitas Hoppe auf Expedition in einem unbekanntem Amerika.
Moderation: **Barbara Junge**

12.30 Uhr | „Das Kaff“ von **Jan Böttcher** (Aufbau) Die Geschichte eines Karrieristen und Rationalisten, der loslässt: ein froher Homo Faber. Moderation: **Jan Feddersen**

13.15 Uhr | „Über jeden Bach führt eine Brücke“ von **Stefanie Hertel** (Heyne) Die bekannte Schlagersängerin erzählt von ihren Erfolgen, aber auch von ihrer Kindheit in der DDR. Moderation: **Peter Unfried**

14.00 Uhr | „Wut“ von **Julia Ebner** (Theiss) Islamismus und Rechtsextremismus sind auf dem Vormarsch. Wie beeinflussen sie westliche Demokratien?
Moderation: **Barbara Junge**

14.45 Uhr | „Die Sache mit der Bratwurst“ von **Lamya Kaddor** (Piper) Wer ist der Mensch hinter der Islamwissenschaftlerin, die liberalen Muslimen eine Stimme gibt?
Moderation: **Jan Feddersen**

15.30 Uhr | „Zeit der Zauberer. Das große Jahrzehnt der Philosophie“ von **Wolfram Eilenberger** (klett-cotta) Wittgenstein, Benjamin, Cassirer und Heidegger markierten eine Epoche enormer geistiger Kreativität.
Moderation: **Tania Martini**

16.15 Uhr | „Jahre später“ von **Angelika Klüssendorf** (KIWI) Die Anatomie einer toxischen Partnerschaft.
Moderation: **Katrin Gottschalk**

17.00 Uhr | „Berlin – Stadt der Revolte“ von **Michael Sontheimer** und **Peter Wensierski** (Christoph Links) „Wer sich nicht wehrt, lebt verkehrt“: Eine Landkarte der Revolte in beiden Teilen Berlins.
Moderation: **Katrin Gottschalk**

Samstag, 17. März

11.00 Uhr | „Große Freiheit Mitte“ von **Michel Ruge** (Droemer) Ein schillerndes Porträt der legendären Berliner Nachwendzeit.
Moderation: **Ulrich Gutmair**

11.45 Uhr | „Rattatam, mein Herz“ von **Franziska Seyboldt** (KIWI) Jeder sechste Deutsche hat Erfahrungen mit einer Angststörung. Ein poetisches und mutiges Buch. Moderation: **Ulrich Gutmair**

12.30 Uhr | „Der ungarische Satz“ von **Andrej Nikolaidis** (Voland & Quist) Eine Roman-Reise von Budapest nach Wien in einem einzigen Satz – auf der Suche nach Walter Benjamin. Moderation: **Doris Akrap**

13.15 Uhr | „Die Architektur des Knotens“

von **Julia Jessen** (Kunstmann) Eine Frau verlässt ihren Mann und ihre beiden noch kleinen Kinder. Eine Motivsuche.
Moderation: **Doris Akrap**

14.00 Uhr | „Das Wahrheitklubtreffen“
U.a. mit: **Michael Ringel**, **Tom Körner** alias @TOM und **Inhen!** 2018 – das Jahr der Venus, das Jahr der vielen, der nackten Wahrheiten.
Moderation: **Doris Akrap**

14.45 Uhr | „Reise nach Karabach“ von **Aka Morchiladze** (Weidle) Tiflis 1992: Anarchie und mittendrin zwei Freunde, die Drogen schmuggeln. Ein Roadmovie.
Moderation: **Doris Akrap**

15.30 Uhr | #FreeThemAll „Wir sind ja nicht zum Spaß hier“ von **Deniz Yücel** (Edition Nautilus) Eine Auswahl aus seinen Texten aus den vergangenen 13 Jahren – Reportagen, Satiren, Polemiken, Kommentare, Glossen und andere „Gebrauchstexte aus dem Handgemachte“ – und zwei Stücke, die er im Hochsicherheitsgefängnis Silivri Nr. 9 hierfür verfasst hat, sowie ein Beitrag seiner Frau.
Moderation: **Doris Akrap**

16.30 Uhr | „Kein Schlusswort“ von **Antonia von der Behrens**, **Hrsg.** (VSA) Die Plädoyers im NSU-Prozess: Auch nach Abschluss des Verfahrens bleiben viele Fragen unbeantwortet. Moderation: **Konrad Litschko**

Sonntag, 18. März

10.00-12.30 Uhr | „Lesemarathon: Hast Du's schon gelesen?“ Schmökerstunden für Kinder und Jugendliche von 2 bis 16 Jahren. Neue Bücher und Graphic Novels zum Selberstöbern.
Moderation: **Susanne Sigmund**

13.30-15.30 Uhr | „Knall, Pffft, Peng: Rotkäppchen, Hänsel, Gretel und Co. als Comic-Helden“ mit **Sophia Martineck**. Dein Lieblingsmärchen in der Comic-Version, von lustig bis außerirdisch! Workshop für Kinder von ca. 6 bis 13 Jahren. Anmeldung am taz Stand empfehlenswert!

Ein großes schwarzes Loch

Was für ein Buch! Johann Scheerer über die Tage der spektakulären Entführung seines Vaters Jan Philipp Reemtsma



Von Tania Martini

Er atmet ein und richtet sich auf. Er weint nicht, er lacht nicht. In einer Situation, die ohnehin hoffnungslos wirkt, verbietet er sich die Verzweiflung. Das scheint ihm irgendwie logisch: Keine Hoffnung, keine Verzweiflung. Aber wo es darum geht, den Schmerz zu mindern, ist Logik wahrscheinlich der falsche Weg. Erst recht in seinem Alter.

Johann Scheerer ist 13 Jahre alt, als 1996 sein Vater Jan Philipp Reemtsma, Philologe, Gründer des Hamburger Instituts für Sozialforschung, Initiator der so wichtigen Wehrmachtsausstellung, Millionenerbe und Mäzen, vor seinem Haus in Hamburg entführt und mehr als einen Monat in einem Keller gefangen gehalten wird. Es ist einer der spektakulärsten Entführungsfälle der Bundesrepublik.

Nun, 22 Jahre später und im Alter von 35 Jahren, hat Johann Scheerer ein Buch über die 33 Tage der Entführung vorgelegt, in dem er den Leser mitnimmt in den familiären und individuellen Ausnahmezustand von damals. Und anders, als der Titel „Wir sind dann wohl die Angehörigen. Die Geschichte einer Entführung“ vermuten lässt, ist sein Buch überragend.

Es ist der 25. März 1996, als seine Mutter Ann-Kathrin Scheerer, eine Psychoanalytikerin, die Vorhänge zurückzieht, an sein Bett tritt und sagt: „Wir müssen jetzt gemeinsam ein Abenteuer bestehen. Jan Philipp ist entführt worden.“ Der 13-jährige Johann denkt sofort an

die Lateinarbeit, die er nun zum Glück nicht schreiben muss. Die Lateinarbeit, verdammt, was ist schon eine Lateinarbeit im Verhältnis zu einem ganzen Leben, dem seines Vaters, dem eigenen, dem Familienleben? Das schlechte Gewissen, es ist sofort da. Es bleibt für Jahre.

Rauschen und Taubheit, Johann merkt bereits nach wenigen Stunden, dass er ein anderer und das gemeinsame „Leben nun zu einem Tatort geworden“ ist. Polizisten, Angehörigenbetreuer, Anwälte, Verwandte und Freunde der Familie beziehen ihr Lager im Haus der Familie. Krisenstab, provisorische Betten, Waffen und viel Technik, die Außenwelt, sie existiert nicht mehr. Zwei Versuche, wieder in die Schule zu gehen, scheitern wie auch zwei Versuche der Lösegeldübergabe, seltene Einkäufe erinnern an einen vergangenen Alltag, und Johann bekommt die erste Gibson, sie ist in rosa Fell gebettet.

Die Weltverkleinerung nimmt er auch als Freiraum wahr. Immerhin ist die Hölle ein Raum ohne Alltag. Er zieht sich mit Chips vor den Fernseher zurück, die neue Gitarre liegt unbenutzt herum, aber in ihr konzentriert sich alle Restschönheit. Dann, manchmal, doch die Sehnsucht nach Alltag, „spiel doch mal was“, die Worte des Vaters kommen ihm immer wieder in den Kopf. Wie verständlich und eigentlich unsinnig diese Aufforderung doch ist. Die Berechenbarkeit des Vaters, „das stabile Dach“: Gemeinsam am Abend vor dem Fernseher sitzen, im Glas Inseln aus Zitronensaft auf Traubenzucker, danach im Badezimmer zwischen Haarwasser

und Franzbranntwein nebeneinander stehen.

Ein stabiler Rahmen. Ohne körperliche Nähe: „Er streichelte mir ab und zu über den Kopf.“ In Deutschland umarmt man sich noch nicht so lange, erst recht nicht im Bürgertum. „Penetrant schlau“ kommt ihm der Vater vor, hat das Gefühl, gegen die Übermacht der Bücher um die Aufmerksamkeit des Vaters konkurrieren zu müssen. „Er war nicht der Geduldigste, ich nicht der Begabteste und diese Kombination nicht die beste.“ Eine der schönsten Szenen im Buch ist die Beschreibung einer gemeinsamen Fahrt zum Kindergarten, Reemtsma erklärt dem Sohn das „DP“ im Nummernschild des Familien-Volvo: „DP, lieber Sohn, merk dir das, steht für Displaced Person.“

Vorhersehbarkeit gibt Sicherheit. Vielleicht ersetzt der 13-Jährige deshalb die fehlenden Alltagsrituale durch die Vorstellung des sicheren Todes. Der Tod des Vaters scheint ihm gewiss, das Bild dazu nimmt der Junge aus Tom Sawyer; wie Indiana Joe wird der Vater vermutlich in einer dunklen Höhle verenden. Noch erreichen seine Briefe Mutter und Sohn: „Ich umarme Euch beide und küsse Dich, Kathrin.“ Die Nähe, die sie herstellen sollen, macht Johann Angst.

Nähe, Distanz, Körper und Psyche, zwischen ihnen herrscht ein Dualismus, hier wie auch in Jan Philipp Reemtsmas Buch „Im Keller“, dem unglaublich präzisen, klugen, verstörenden Buch, das er nur neun Monate nach der Entführung veröffentlicht hat. Reemtsma schreibt über sich in der dritten Person:

„Was seinen Körper anging, so war der nicht mehr als ein Instrument ... sein Körper revançierte sich, indem er nicht weiter in Erscheinung trat.“ Noch Wochen später, so schildert er im Buch, brauchte er immer wieder den physischen Abgleich mit der Welt, einfach eine Berührung, gegen das Gefühl wahnsinnig zu werden.

Johann Scheerer macht in seinem Eingeschlossensein eine ganz

Dennoch überwog das Gefühl, ich sei einfach nur taub und gelähmt.“ Auch das, ein wahres Drama – wie dieser Junge im Spiegel bemerkt, dass sein Körper sich verändert und mit nichts korrespondiert auf der Insel, auf der er nur noch eine sichere Routine sucht, die wiederum in dem Moment zusammenzuberechnen droht, als der Erste aus der Schicksalsgemeinschaft ausbricht: Anwalt Schwenn kommt nach einer gescheiterten Geldübergabe nicht zurück ins Haus.

Während Jan Philipp Reemtsma in seinem Buch fast ausschließlich über sich in der dritten Person spricht, als wolle er das Trauma selbst, das den Traumatisierten im Erzählen doch immer nur zur Reinszenierung verdammt, überlisten, erzählt Johann Scheerer radikal persönlich. Kein Selbstmitleid, keine langweilige Introspektion, keine lästige Kommentierung, er erzählt schnell und präzise, nüchtern, aber äußerst sensibel. Er erinnert alles, was kaum wundert, kennt das Trauma doch kein Außen; es ist pure Immanenz und diese traurige Tatsache zeigt das Buch sehr gut. Das Trauma kennt keine Entwicklung und keine Verbindung zum Davor und Danach. Es ist eine Insel.

Und so kommen diese beiden wunderbaren, zutiefst berührenden Bücher letztlich zu dem selben Schluss. „Alles ist, wie es war, nur paßt es mit mir nicht mehr zusammen“, heißt es bei Reemtsma. Und bei Scheerer: „... auch 22 Jahre danach, fremd in der Welt, die man kennt. Kriegsveteranen, die aufgehört haben zu sprechen, weil das Erlebte unaussprechlich scheint.“

Er erinnert alles, was kaum wundert, kennt das Trauma doch kein Außen; es ist reine Immanenz, und diese traurige Tatsache zeigt das Buch sehr gut

andere Erfahrung. Während auch hier auf andere Art die Außenwelt nicht mehr existiert, verändert sich sein Körper durch die Pubertät. „Mein Gesicht war blass und schmal geworden. Mein Bauch unförmig. Länger und irgendwie anders, als ich ihn in Erinnerung hatte, und dennoch irgendwie weich ... Meine Stimme veränderte sich ... War das der Stimmbruch? Suchte mein Körper die Flucht nach vorn?“

Weiß, wie Sound geht. Johann Scheerer, Musiker und Musikproduzent, in seinem Clouds Hill Studio in Hamburg
Foto: Heinrich Holtgreve/Ostkreuz



Johann Scheerer: „Wir sind dann wohl die Angehörigen. Die Geschichte einer Entführung“. Piper Verlag, München 2018, 240 Seiten, 20 Euro

Anzeige



»Mit großen Feingefühl spürt Nadja Spiegelman den Lebensgeschichten nach, die ihrer eigenen vorausgehen. Wie seltsam es doch ist, eine Mutter zu haben, wie schmerzhaft, wie gewaltig.« BOSTON GLOBE

a

aufbau



Etwa 400 Seiten | € [D] 22,00 | € [A] 22,70
ISBN 978-3-51-03705-5 | Auch als E-Book erhältlich

www.aufbau-verlag.de



Der Sound der Diktatur

Helmut Lethen hat das Versagen der Elite im Dritten Reich untersucht

Von Klaus Bittermann

Es ist die vielleicht eigenartigste Konstellation im Literaturbetrieb. Helmut Lethen, in den 1960ern sozialisiert, Ex-Maoist, emeritierter Literaturprofessor, erfolgreicher Autor, der 2014 den Preis der Leipziger Buchmesse erhielt, verheiratet mit einer ehemaligen Studentin, mit der er drei Kinder hat, sieht sich mit dem kruden Gedankengut der Identitären Bewegung konfrontiert, bei dem er sich nicht auf historische Quellen stützen kann, die sich mit wissenschaftlicher Distanz analysieren lassen. Seine Frau ist eine Aktivistin der Rechten und hat ein Buch im Verlag von Götz Kubitschek veröffentlicht, das sie auf der Leipziger Buchmesse vorstellt.

Helmut Lethen geht in seinem neuen Buch „Die Staatsräte“ über die Elite im Dritten Reich nicht darauf ein, denn seine Untersuchung rechter Denkstrukturen unter der Nazi-Herrschaft am Beispiel von vier Protagonisten, die auch heute noch jedem ein Begriff sind: Gründgens, Furtwängler, Sauerbruch und Carl Schmitt (seine „Helden“ in den 1950ern, wie er sagt), ist rein historisch. Sie ist eine detaillierte Abhandlung über die Illusion der konservativen deutschen Elite, unter den Nazis eine eigenständige Rolle spielen zu können. Göring hatte diesen Bedeutung simulierenden Titel „Preußischer Staatsrat“ ins Leben gerufen, um die Mitglieder glauben zu lassen, der Führer wäre an ihrer Meinung interessiert.

Im psychischen Korsett der Deutschen begann sich unter den Nazis etwas durchzusetzen, das Hannah Arendt einmal

so beschrieb: „Es gab im Dritten Reich nur wenige Menschen, die die späteren Verbrechen des Regimes aus vollem Herzen bejahten, dafür aber eine große Zahl, die absolut bereit waren, sie dennoch auszuführen.“ Das galt auch für die Elite des Reichs. Allerdings waren die vier von Lethen ausgewählten Staatsräte nicht typisch dafür.

Der Staatsrechtler Carl Schmitt war Antisemit und von Anfang an Anhänger der neuen Machthaber. Er denunzierte seine jüdischen Kollegen, denen er seine Karriere verdankte. Aus seiner Hoffnung, der „Souffleur“ Hitlers zu werden, wird nichts. Gustaf Gründgens, von 1937 bis 1945 „Generalintendant der Preußischen Staatstheater“, steht unter dem Schutz Görings. Er genießt eine gewisse Narrenfreiheit, die es ihm sogar erlaubt, auch mal einen Verfolgten zu retten. Der Chirurg Ferdinand Sauerbruch ist Direktor der Charité und gibt sich unpolitisch. Als „Generalarzt des Heeres“ findet er nichts Verwerfliches daran, Senfgasversuche an KZ-Häftlingen vornehmen zu lassen, protestiert aber auch gegen das Euthanasieprogramm und stellt sein Haus am Wannsee Regimekritikern aus der „Mittwochsgesellschaft“ zur Verfügung.

Wilhelm Furtwängler, Dirigent und Komponist und ab 1934 Direktor der Berliner Staatsoper, ist zwar gegen die Entlassung jüdischer Musiker, sucht aber gleichzeitig die Nähe zur Macht und dirigiert zu Ehren Hitlers an dessen Geburtstag. Er verlernt, wie Lethen schreibt, „zuweilen den aufrechten Gang“, der allerdings in dieser Position sowieso nicht durchzuhalten gewesen ist.

Allen gemein ist ihr Opportunismus, den sie durch eine gewisse Exzentrik, die ihnen ihre gesellschaftliche Stellung erlaubt und die Nazis durchgehen lassen, kaschieren zu können glauben. In Wirklichkeit aber bereichern sie nur „mit kleinen Dissonanzen den Sound der Diktatur“, denn mit diesen Dissonanzen konnte die Diktatur gut leben, so lange man seinen Job gut machte, wie zum Beispiel der Mitbegründer der *Süddeutschen Zeitung*, Franz Josef Schöningh, der zwar aus seiner Verachtung gegenüber den Nazis keinen Hehl machte, aber dennoch „überdurchschnittliches Format“ (Himmler) bewies, als er in Galizien die „Judenumsiedlung“ organisierte. Hier wird deutlich, welche psychischen Leistungen nötig waren, um die Verbrechen, die man im Auftrag der Nazis beging, von der persönlichen Verantwortung zu trennen.

Lethen zeigt auf sehr sachkundige und präzise Weise, dass es im NS-Staat keine wirkliche Opposition geben konnte. Solange die Elite für den NS nützlich war, konnte sie auch ein bisschen Kritik üben. Die allerdings half ungemein in der Nachkriegszeit, als „sie von der Behauptung ihrer Unschuld“ zehrte. Sobald Lethen jedoch die vier Staatsräte in fiktiven Gesprächen zusammenführt, beginnt man sich zu fragen, was sich Lethen von diesem Mittel der künstlichen Nähe verspricht? Will er die Figuren plastischer oder glaubhafter hervortreten lassen? Aber ist die Naziprominenz biografisch nicht sowieso ziemlich gut durchleuchtet? Worin aber besteht dann der Sinn dieser Gespräche?

Dirigent und Komponist
Wilhelm
Furtwängler
1939
Foto:
Wehrich/bpk

In Zeiten der Verwirrung und des Niedergangs

Was ist der Mensch? Wolfram Eilenberger seziiert das vielleicht wichtigste Jahrzehnt der deutschen Geistesgeschichte

Von Micha Brumlik

Es gilt ein Buch vorzustellen, das auf lange Zeit seinesgleichen suchen wird. „Philosophie“, so hat es einmal Hegel geschrieben, „ist ihre Zeit, in Gedanken gefasst“ – ein Umstand, dem zwar so sein mag, dem aber die meisten PhilosophInnen immer weniger gerecht werden. Anders Wolfram Eilenberger, ehemaliger Chefredakteur des *Philosophie Magazins* und Ballsporthler, dessen soeben erschienen Buch „Zeit der Zauberer. Das große Jahrzehnt der Philosophie 1919–1929“ diesem Anspruch gerecht wird wie kaum ein geistesgeschichtliches Werk, wie kein Text der *intellectual history*.

Der Autor wusste genau, warum er vor Erscheinen seines Buches in einer großen deutschen Wochenzeitung die akademische Philosophie in geradezu maßlosem Ton angriff. „Was“, so Eilenberger in der *Zeit* vom 1. März, in akademischen, fachphilosophischen Journalen „abgehandelt wird, interessiert keinen Menschen (...) ja, es interessiert nicht einmal die Verfasser(innen) selbst, die in den potenziell kreativsten Phasen ihrer Denkbiografie gehalten werden (...) zu vorgeplanten Fragen in vorgestanzter Sprache in das absolute Nichts hineinzuproduzieren.“

Karriere oder sich prügeln

Eilenbergers spannend geschriebener Ideenroman jedoch schildert Leben und Begegnungen von vier zwischen 1874 und 1889 geborenen Männern, die in den Jahren zwischen 1919 und 1929 einander zur Kenntnis nahmen, partiell in Kontakt kamen und sich auch bekämpften – es geht um Leben und Denken von vier Philosophen.

Aber was ist Philosophie – jedenfalls aus der Perspektive jener, die sie tatsächlich betreiben und nicht nur beobachten? Philosophie war und ist zunächst der Versuch, eine Antwort auf die Frage zu finden, was, so Immanuel Kant, der Mensch sei oder – mit Blick auf das eigene Leben – was es überhaupt heißen kann, ein sinnvolles, ein gutes, vielleicht sogar ein gelungenes Leben zu führen.

Die 1889 geborenen Philosophen Martin Heidegger und Ludwig Wittgenstein gelten gemeinhin als Antipoden: Während jener auf die angstgetriebene Grundlosigkeit der menschlichen Existenz hinweisen wollte, ging es diesem „nur“ um die Frage, was überhaupt sinnvolle Sätze sein können. Wurde Heidegger zum Begründer der Existenzphilosophie, so wurde und wird Wittgenstein als Begründer der sich wissenschaftlich gerierenden analytischen Philosophie missverstanden – und war dabei doch nur ein verstörter Einzelgänger, der, anders als Heidegger, gerade keine akademische Karriere machen wollte, sondern sich als prügeln der Volksschullehrer durchschlug.

Indem Eilenberger den Denkwürfen der beiden gleichaltrigen Männer in ihren biografischen Kontexten nachgeht – eines aufstrebenden katholischen Kleinbürgers hier und eines seine Klasse verratenden Wiener Großbürgersohns dort –, zeigt sich das Bild einer Epoche, die der unseren verblüffend ähnelt: „Auch die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts begreifen sich“, so Eilenberger, (...) als eine Dekade nie da gewesener, weltverändernder Innovationen

(...) Man bezeugt die Geburt des globalen Kommunikationszeitalters aus dem Geiste einer sich als rasend ankündigenden technischen Innovation. Bis in unser heutiges Zeitalter.“

Radikal oder vernünftig

Das schlug sich auch im Leben zweier Abkömmlinge des deutschjüdischen Bürgertums nieder, nämlich des 1874 geborenen Ernst Cassirer und des 1892 geborenen Walter Benjamin, der 1940 auf der Flucht vor den Nationalsozialisten im spanischen Port Bou Suizid beging. Walter Benjamins Lebenslauf ist geprägt von wechselnden erotischen Beziehungen, Drogen und seiner politischen Haltung „Immer radikal, niemals konsequent“ und verkörpert gleichsam, so Eilenberger pointiert, die Krise der Weimarer Republik in einer Person.

Ernst Cassirer wiederum, der sich 1929 in Davos, im Gebirge Graubündens, mit Martin Heidegger einen berühmten Disput liefern sollte, lebte als Inbegriff der Vernunft. Er stellte sich die Frage nach dem Sinn des Lebens nicht direkt, sondern in der Nachfolge Kants so, dass er wissen wollte, mit welchen Mitteln, also symbolischen Formen menschliches Leben seinen Ausdruck fand und findet. Cassirer nahm mithin keine radikale Teilnehmer-, sondern eine Beobachterperspektive ein.

Genau das ermöglichte es ihm, zum Inbegriff politischer Vernunft in Zeiten der Verwirrung und des Niedergangs zu werden: Cassirer „ist“, so Eilenberger, „strahlkräftiges Symbol einer liberalen, republikanischen Haltung, die unter den deutschen Geistesgrößen der damaligen Zeit durchaus nicht selbstverständlich ist. Nicht zuletzt ist er (...) als weltweit geachtete Autorität in Bezug auf die Werke Kants wie Goethes eine der Galionsfiguren eines deutsch-jüdischen Patriotismus.“ Seinem letzten Werk, er publizierte es nach seiner Emigration in die USA 1946, gab er den Titel „The Myth of the State“ („Mythos des Staates“).

Sechzehn Jahre früher standen sich der sportliche, jugendbewegte Heidegger und der kränkelnde Großbürger Cassirer in den Graubündner Alpen verständnislos gegenüber; 1933 bekannte sich der schon 1929 antisemitisch gestimmte Heidegger emphatisch zu Hitler, während Walter Benjamin, der Heideggers Arbeiten durchaus zur Kenntnis genommen hatte, auf Ibiza weilte und über seine Zukunft grübelte.

Ludwig Wittgenstein, genialer Denker und gescheiterter, prügeln der Lehrer, philosophierte in Cambridge bewundert, aber an der Armutsgrenze, während dem Juden Ernst Cassirer 1933 der Lehrstuhl entzogen wurde.

1924 publizierte Thomas Mann seinen in einem Davoser Sanatorium spielenden Roman „Der Zauberberg“, einen Bildungsroman, in dem sich der liberale, humane Settembrini und der fanatisch radikale Naphta erbitterte Kämpfe um Zustimmung und Zuneigung des Bürgersöhnchens Hans Castorp liefern. Wolfram Eilenbergers „Zeit der Zauberer. Das große Jahrzehnt der Philosophie 1919–1929“ versetzt uns Leserinnen und Leser in die Rolle Hans Castorps.

Atemlos gespannt und immer wieder zum Nach-Denken angeregt, werden wir Zeugen eines Dramas, das uns wie ein Krimi fesselt und zum Verständnis unserer Gegenwart mehr beiträgt als so manche soziologische Studie.



Helmut Lethen: „Die Staatsräte. Elite im Dritten Reich: Gründgens, Furtwängler, Sauerbruch, Schmitt“. Rowohlt, Berlin 2018, 352 Seiten, 24 Euro



Wolfram Eilenberger: „Zeit der Zauberer. Das große Jahrzehnt der Philosophie 1919–1929“. Klett Cotta Verlag, Stuttgart 2018, 431 Seiten, 25 Euro



Protest 68 in Atlantic City
Foto: akg-images

„Der Aufstand gegen die NS-Väter ist ein literarischer Mythos“

Über Söhne, Töchter, Rente, vermeintliche und echte 1968er-Konflikte

Interview **Stefan Reinecke**

taz: Frau von Hodenberg, die 68er sind politisch gescheitert, hatten aber lebenskulturell durchschlagenden Erfolg. Einverstanden?

Christina von Hodenberg: Diese Deutung hat sich durchgesetzt. Das war auch so.

Warum dann noch ein Buch über 68?

Weil der weibliche Teil fehlt. Lange galten die siebziger Jahre mit Alice Schwarzer und der Kampagne gegen den Paragraphen 218 als Beginn der neuen Frauenbewegung. Doch deren Kern entstand 1967/68. Das war mehr als eine Vorphase.

Hat sich das feministische Selbstbewusstsein im Kampf mit den 68er-Männern entwickelt?

Zum Teil. Die linken Frauen beschäftigten sich mit Ideen, die um Autonomie und Protest kreisten. Sie waren frustriert über die Männer im SDS, weil ihre Lebensentwürfe nichts galten. Die SDS-Männer waren ja auch nicht weniger sexistisch als die anderen damals. Die Norm war: Männer sind für Kinderbetreuung und Haushalt nicht zuständig. Dagegen organisierte sich 1968 die Frauenbewegung. Sie formulierte etwas Neues: Das Private ist politisch. Das war die Initialzündung für den Feminismus.

War der Kern der Revolte also weibliche Befreiung aus diesen Zwängen?

Ein Kern. Weibliche Emanzipation ist ein Teil, nicht das Ganze. Es gab den Vietnamkrieg und die internationale Solidarität. Es gab die Utopie, das Antiautoritäre, die Idee der radikalen Partizipation von unten. All das ist im Gedächtnis abgespeichert, nur der weibliche Teil nicht.

Warum?

Auch wegen der immer gleichen Bilder, die eine Männerrevolte zeigen: demonstrierende Studenten, Rudi Dutschke auf dem Vietnamkongress. Es gibt aber kein Bild von dem Tomatenwurf auf Hans-Jürgen Krahl, mit dem SDS-Frauen gegen den Sexismus protestierten. Zudem: Das Bild, dass 1968 die Revolte einer Generation war, ist ja später retrospektiv im Zusammenspiel von Akteuren von 68 und Medien inszeniert worden. Die SDS-Frauen waren bei dieser Selbststilisierung zurückhaltender.

Selbst schuld, oder?

Das entsprach der klassischen Frauenrolle, sich nicht nach vorn zu drängen. Kaum jemand kennt die Namen Helke Sander und Sigrid Damm-Rüger, die damals die Tomate warf. Diese Namen fehlen auch in vielen historischen 68er-Darstellungen. Dabei war langfristig der Geschlechterkonflikt wichtiger als der Generationenkonflikt.

Kühne These. 68 war keine ödpale Revolte gegen die Älteren?
Nein.

Es gab SDSler mit Nazivätern: Hannes Heer, Bernward Vesper, KD Wolff ...

... das sind Einzelfälle, die medial verallgemeinert wurden. Die Akteure der Revolte haben sich geschickt selbst eine heroische Rolle bei der Demokratisierung der Bundesrepublik geschnitten. Der Aufstand gegen die NS-Väter ist ein Teil davon. Das stimmt so nicht, sondern ist ein literarischer Mythos, den wir schon bei Schillers Drama „Don Karlos“ finden. Die Idee, deutsche Geschichte als Abfolge von politischen Generationen zu erzählen, die sich bekämpfen und ablösen, ist ein männliches, bildungsbürgerliches Modell, in dem Frauen und Nicht-Eliten nicht vorkommen. Die Revolte gegen die Naziväter war ein dramatisches Muster, das sich gut vermarkten ließ. In den Familien lief es aber anders.

Wie?

Der Konflikt mit den Vätern fand kaum statt, weil die Kinder mit den Eltern emotional verbunden waren und weil sie oft materiell von ihnen noch abhängig waren. Zudem war es schwierig, sichere Informationen über konkrete Taten in der NS-Zeit zu beschaffen und die eigenen Eltern damit zu konfrontieren. Es gibt verständliche Gründe, warum in den Familien die NS-Zeit in der Regel kein Thema war.

Aber es gab doch einen Generationenkonflikt. Viele Jüngere lehnten sich gegen die NS-belasteten Repräsentanten der Bundesrepublik – von Globke über Kiesinger bis Lübke – auf?

In der politischen Öffentlichkeit war das möglich, privat eher nicht. Die NS-Vergangenheit wurde politisch auch als Kampfmittel eingesetzt. Liberale Professoren, die NS-belastet waren, wurden oft nicht angegriffen, konservative schon. Hinzu kommt: Die Eltern der 68er waren oft zu jung, um im Nationalsozialismus Karriere gemacht zu haben – das waren meist die Großeltern. Das Bild „68 war der Aufstand der Söhne gegen die Naziväter“ ist viel zu simpel. Und den Blick auf Männer zu fokussieren ist typisch für die Geschichtsschreibung.

Inwiefern?

In den einflussreichen Meistererzählungen der Bundesrepublik wird die Frauenbewegung zwar immer als wichtig gewürdigt – aber dann in zwei Absätzen oder drei von tausend Seiten abgetan.

Wen meinen Sie?

Eckhart Conze, Ulrich Herbert, Hans-Ulrich Wehler – es ist überall das gleiche Muster. Der Frauenbewegung wird eine Nische zugedacht, sie ist kein integraler Teil der Erzählung.

Ist der Generationenkonflikt in Bezug auf 68 eine retrospektive Erfindung?

Ja und nein. Es gab Konflikte zwischen Jung und Alt, aber die waren viel komplexer. 1968 existieren drei Generationen: Großeltern, Eltern, Jüngere. Die Eltern hatten oft die Rolle, zwischen Jüngeren und Großeltern zu vermitteln. Und viele der linken Aktivisten kamen auch aus linken Familien mit Eltern, die Sympathien für die Revolte hatten.

Haben Sie neue Quellen für Ihr Buch „Das andere Achtundsechzig“ benutzt?

Ja, bislang nicht beachtete Interviews mit Älteren, die Bonner Psychologen von 1964 bis 1984 führten. Und Interviews mit Jungen, die 1968 politisch aktiv waren, vom RCDS bis zum SDS. Das Bild, das diese Interviews ergeben, weicht stark von unserer mythischen Erzählung von 68 ab.

Ist dieses Material denn repräsentativ genug, um weitgehende Schlussfolgerungen zu ziehen?

Es ist nicht repräsentativ im Hardcore-Sinne, als statistisches Material. Aber diese 3.600 Stunden sind die frühesten Tonbandinterviews mit normalen Bürgern in der Bundesrepublik und insofern eine gute Grundlage für plausible Deutungen.

Eine Interpretation war bisher: Die Revolte von 68 war das Ventil für das Schweigen in den Familien über die NS-Zeit. Müssen wir das revidieren? In Ihren Schilderungen waren die Familien viel intakter, um nicht zu sagen heil?

Nein, ich entwerfe kein Friede-Freude-Eierkuchen-Bild. Erst mal: Familien sind für Historiker ein schwierig zu erforschendes Gebiet. Über die Familien und die 68er gab es bisher fast nur Anekdoten und Spekulationen. Wir wissen aber aus Studien, dass es in den sechziger Jahren weniger handfeste familiäre Konflikte gab als in den Jahrzehnten zuvor.

Warum?

Wegen der Einführung der dynamischen Rente 1957. Die Alten sind seitdem finanziell eigenständiger und nicht mehr so abhängig von den Jungen. Das reduzierte die Konflikte. Es gab aber natürlich trotzdem Streit – neben Geld ging es um die Partner- und die Berufswahl der Jungen. Die Jüngeren wollten autonomer sein, als es die Eltern zulassen wollten. Das war der Konfliktstoff. Nur mit der NS-Vergangenheit der Eltern hatte das kaum etwas zu tun.

War 68 kein Schub für die Bewältigung der NS-Geschichte?

Eher nicht. Es gab zwar Beate Klarsfeld, die Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger ohrfeigte, weil der NSDAP-Mitglied gewesen war. Aber die marxistische Faschismustheorie, der viele 68er anhängen, und ihr bisweilen in Antisemitismus umschlagender Antizionismus waren kein Fortschritt für die Aufarbeitung der NS-Verbrechen.



Christina von Hodenberg: „Das andere Achtundsechzig“. C. H. Beck, München 2018, 250 Seiten, 24,95 Euro



Foto: Rob Haines

Christina von Hodenberg geb. 1965, ist Historikerin und Professorin für Europäische Geschichte an der Queen Mary University of London. 2014 erhielt sie den Humboldt-Forschungspreis

Die Unabhängigen

Leseforum
Halle 5 H 309

Ein Projekt der Leipziger Buchmesse und der Kurt Wolff Stiftung.

Leipziger Buchmesse KWS

Mit freundlicher Unterstützung durch taz* der Freitag

42 Lesungen aus 42 Büchern von 42 Verlagen.

kuratiert von Barbara Weidie

neu

Schön, klug, unwiderstehlich. Bücher unabhängiger Verlage aus Deutschland, Österreich und der Schweiz.

www.leipziger-buchmesse.de
www.kurt-wolff-stiftung.de

taz* genossenschaft

DIE FREIHEIT DER MEINUNG IST UNANTAZBAR.

Die Zeiten ändern sich. Bestimmen Sie mit, in welche Richtung.

Setzen Sie ein Zeichen für Meinungsvielfalt und gegen Meinungsmache. Werden Sie Mitglied der taz Genossenschaft. Mit einer Einlage ab 500 Euro (wahlweise auch in 20 Raten zahlbar) können Sie MiteigentümerIn werden.

geno@taz.de | T (030) 25 90 22 13 | www.taz.de/genossenschaft

ROSA LUXEMBURG STIFTUNG

Auf der Leipziger Buchmesse mit Dietz Berlin Halle 5 Stand E 402

Evgeny Morozov, Francesca Bria
Die smarte Stadt neu denken
Wie urbane Technologien demokratisiert werden können

Download und Bestellung: www.rosalux.de/publikation/id/38134

Maximilian Fuhrmann, Martin Hünemann
Fehlschlüsse der Extremismusprävention
Demokratieförderung auf ideologischen Abwegen

Analysen Nr. 38
Download und Bestellung: www.rosalux.de/publikation/id/37641

Frauke Büttner, Wiebke Eltze, Lisa Gutsche, Juliane Lang
Haltung zeigen!
Gesprächsstrategien gegen Rechts

Download und Bestellung: www.rosalux.de/publikation/id/37599

Schreiend mit Nackten durch den Wald

Zwei Autoren forschen ein Jahr in der Selbstoptimierungsindustrie. Monat für Monat verbessern sie einen Teil ihrer Selbst: Körper, Gehirn, Sexualität

Von Nina Apin

Lebe deinen Traum! Wecke den Helden in dir! Man kann keine Seife kaufen, ohne von Imperativen belästigt zu werden. Selbst im Privaten lauern sie, verpackt in hübsche Instagram-Posts, Freunde auf Yogamatten oder mit Smoothies. Ein nagender Zweifel stellt sich ein: Sollte ich mich anstrengen, gesünder zu leben?

Wenn das Gefühl, nicht zu genügen, mit dem Streben nach Selbstverbesserung zusammentrifft, dann hat die Stunde der Selbsthilfeindustrie geschlagen: 10 Milliarden Dollar Umsatz macht dieser Wirtschaftszweig jährlich, Tendenz steigend. Menschen in aller Welt, vor allem aber aus den Mittelschichten der postindustriellen Länder, lassen sich von Motivations- und Fitnesstrainern stählen, von Yogis erleuchten und von Businessgurus den Weg zum Erfolg weisen. Sie schließen sich an Maschinen an, lassen sich von Apps quälen, von Implantaten treiben. Kurz, es ist ein Irrsinn, aber immer mehr Menschen tun es.

Carl Cederström und André Spicer, zwei Organisationstheoretiker

mit Hang zur teilnehmenden Beobachtung, haben ein Jahr damit verbracht, alles zu testen, was die Selbstoptimierungsindustrie so zu bieten hat. Monat für Monat verbesserten sie einen Teil ihrer Selbst: Körper, Gehirn, Sexualität, Erfolg, Spiritualität. Das Resultat ihrer Bemühungen haben sie als Tagebuch unter dem Titel „Auf der Suche nach dem perfekten Ich“ veröffentlicht.

Die Aufgaben gehen die beiden ihrem Naturell entsprechend an. Carl, ein ehrgeiziger Schwede aus Stockholm, wird zur Maschine: Er wirft sich mit Leib und Seele in wechselnde Projekte, vernachlässigt Frau und Kind und geht über seine Grenzen, indem er sich mit leistungssteigernden Drogen vollpumpt oder nach dreieinhalb Wochen Training an einer Gewichthebermeisterschaft teilnimmt. André, ein grüblerischer Neuseeländer, droht in den zwölf Monaten fast sein Selbst abhanden zu kommen; von Zweifeln und Rückschlägen geplagt, stellt er immer wieder das ganze Vorhaben und seine Freundschaft zu Carl infrage.

Das Buch ist ein witziges Dokument des Scheiterns, ein manch-

mal auf billige Lacher angelegter Ritt durch die Untiefen der Optimierungsindustrie. Man begleitet Carl und André beim Versuch, in 30 Tagen ein Buch zu schreiben oder ihre Beziehung zu kitten. Manchmal wirkt das wie ein Prankster-Wettbewerb – welchen Sinn soll es haben, die ersten fünfhundert Ziffern von Pi auswendig zu lernen?

Warum sollte jemand Geld zahlen, um sich das Gehirn von einem Russen hacken zu lassen?

Und warum sollte jemand Geld zahlen, um sich das Gehirn von einem Russen hacken zu lassen? Carl tut es und spürt nach einer Gleichstrombehandlung – nichts. Er schickt einen Scan seines Gehirns an André. Doch der boostet gerade seinen IQ für den MENSA-Test.

Im Dienste der Wissenschaft scheut das Duo keine Peinlichkeit. Auf der Suche nach ihrem inneren Krieger laufen sie schreiend mit anderen nackten Männern durch den Wald, mästen sich mit 5.000-Kilogramm-Tag-Diäten oder lassen sich für 2.800 Euro ihre Kinnpartie aufpumpen (die Partnerin bemerkt es nicht).

Der voyeuristische Charakter des Buches ist seine Stärke. Die Autoren versuchen gar nicht erst, den Anschein wissenschaftlicher Seriosität zu erwecken – mit einem Prostatavibrator im Hintern ist das auch schlecht möglich: „Im Magen hatte ich das Gefühl, als würde ich mich einer internistischen Untersuchung unterziehen (...) Das Brummen in meinem Hintern war überwältigend (...) Ich drückte beide Knöpfe gleichzeitig und hoffte, das Gerät würde ausgehen. Aber das tat es nicht. Ich verlor die Kontrolle. Ich wollte schreien.“

Mit dem Sex tun sich Cederström und Spicer besonders schwer. Was bleibt zwei recherchierenden Monogamisten außer der Onanie? Auch auf dem Feld der Spiritualität schürfen die beiden nicht sehr

tief. Da entdeckt André die Pilgerreise als „Qualitätszeit mit Gott“ und Carl lässt sich von Osho-Jüngern mit Tantra quälen. Als dann noch die Hare Krishnas ihre Gesänge anstimmen und ein geburtsimulierender Floating-Tank bestiegen wird, drängt sich der Eindruck auf, dass es seit dem New-Age-Boom Mitte des 20. Jahrhunderts nicht allzu viel Innovation gegeben hat. Vielleicht haben Cederström und Spicer aber auch bloß keinen Ehrgeiz im Spirituellen.

Am Ende ihres Egotrips fragen sich die Autoren, was ihnen die ganze Optimierung eigentlich gebracht hat: „Später, als ich das schmutzige Geschirr abräumte, fragte ich mich, (...) warum ich trotz all der Zeit und Anstrengung das Gefühl nicht loswurde, dass sich nur wenig geändert hatte.“

Zusammen haben die Selbstoptimierer 25.000 Dollar ausgegeben. Vielleicht eine gute Investition in die eigene Zukunft: Optimierungsexperten werden immer gebraucht. Denn das geheime Motto der Branche, auch wenn es nie ein Coach laut sagen würde, lautet: Es ist nie genug.



Zwei Organisationstheoretiker zwischen Prostatavibrator und IQ-Booster Foto: Carl Cederström und André Spicer



Carl Cederström/André Spicer: „Auf der Suche nach dem perfekten Ich. Ein Jahr in der Optimierungsindustrie“. Edition Tiamat, Berlin 2018, 400 Seiten, 22 Euro

Krieg der Extremisten oder Kampf der Kulturen

In einer wechselseitigen Radikalisierung wachsen mitten unter uns kleine Armeen heran, warnt die Extremismusforscherin Julia Ebner

Von Barbara Junge

Passen Sie auf sich auf, denn wir nähern uns dem Endkampf“, stand in zittriger Handschrift auf dem kleinen Notizzettel, den Julia Ebner an einem Sonntag im Winter 2016 in ihrer Tasche fand.

Am Tag zuvor war sie morgens zu einer Demonstration der English Defense League (EDL) gegen die „Islamisierung im Vereinigten Königreich“ im britischen Telford gereist und hatte sich dort unter rechtsextreme Volk gemischt. Am Abend war sie dann in London noch zu Islamisten gepilgert. Während einer Versammlung der Hizb ut-Tahrir hatte sie im abgegrenzten Frauenblock mit einer Besucherin gesprochen, vorne wurden Kalifat und Dschihad gepriesen. In Telford wie in London sah man sich vor der Entscheidungsschlacht.

Es braucht nur diesen einen kleinen Zettel, um eine große Gefahr sichtbar zu machen. Für ihr Buch „Wut. Was Islamisten und Rechtsextreme mit uns machen“ hat die

österreichische, in London lebende Extremismusforscherin Julia Ebner beide Milieus inspiziert. Physisch wie mental, online und offline ist sie in die beiden Welten eingedrungen. Rechtsextremisten und Islamisten, heißt ihr Fazit, drehen sich mitten in den westlichen Gesellschaften in einer Spirale des Hasses und ergänzen sich als perfekte Gegenspieler in einem globalen Krieg.

Mit Ebner taucht man ein in die historischen Wurzeln der Dschihadideologie und deren aktuelle Prediger. Sichtbar wird ein Netzwerk rechtsextremer Vordenker und Aktivisten, das sich zwischen den USA und Europa über den Atlantik spannt. Ideologische Motive einer gegenseitigen Radikalisierung werden begreifbar und geografisch animer anhand etwa des englischen Birmingham, des französischen Sevran, anhand Orlandos oder sogar Nordbayerns.

Stellenweise wird das Buch zu einem komplexen Kompendium, es ist nicht einfach, Ebner in jeden Winkel des Extremismus zu folgen. Das allein könnte Grund sein, sich das Buch ins Regal oder in die di-

gitale Library zu stellen. Aber in der Recherche steckt auch Stoff für eine politische Debatte. Julia Ebner nimmt nämlich eine umstrittene These auf.

Nach der Auflösung der Blockkonfrontation stellte der US-Politikwissenschaftler Samuel Huntington seine These vom „Kampf der Kulturen“ auf. Der Islam, das war Huntingtons Prognose, würde die Welt in zwei Lager teilen; nicht Wirtschaft oder Politik. Auch wenn nach den Anschlägen von 9/11 der „Clash of Civilizations“ glaubwürdiger erschien, ging die These doch angesichts intermuslimischer Kriege wieder weitgehend unter.

Ebner indes folgt in ihrer Essenz Huntingtons „Kampf der Kulturen“. Das Abdriften unserer Gesellschaft in Extreme bestätige im Grunde die Behauptung, schreibt sie, „dass wir vor einem globalen Kulturkrieg zwischen Muslimen und Nicht-Muslimen stehen, den Extremisten auf beiden Seiten propagieren“.

Dass der alte Rechts-links-Antagonismus, der das 20. Jahrhundert geprägt hat, nicht mehr der Treibstoff globaler politischer Auseinan-

dersetzung sein soll, ist ein bekanntes, wohl diskutiertes Theorem. Und es stimmt sicher, dass heute der Kampf zwischen liberal und illiberal im globalen Maßstab wie national ausgetragen wird.

Ebner stellt dem in seltener Konsequenz aber einen anderen globalen Konflikt an die Seite, den stärker in den Blick zu nehmen – bei aller Vorsicht, nicht auf die Vereinnahmung einer Religion und einer Kultur durch die Islamisten hereinzu- fallen – richtig ist.

Sie behauptet dabei übrigens keinerlei Zwangsläufigkeit. Die Zuspitzung durch die Extremisten sei, was die Dichotomie überhaupt erst aufbaue. Und das geschehe in einem geeigneten gesellschaftlichen Umfeld: Westliche Demokratien böten den „Nährboden“ für beide Extreme den. Womit auch dieses Buch bei der Diskussion um die Ursachen von Radikalisierung in westlichen Gesellschaften angelangt ist und der derzeit so häufig wie unbefriedigend beantworteten Frage: Was tun?

Die Gesellschaft liefere mit dem Bedeutungszuwachs von Identitätspolitik eine wesentliche Triebkraft des Extremismus beider Arten, schreibt Ebner. Hier beginnt bei ihr aber nicht das seit Brexit, Trump und AfD beliebte Linkenbashing. Identitätspolitik sieht sie nicht als Folge einer Überbetonung von Minderheitenidentitäten, sondern vielmehr als Konsequenz einer „empfundenen sozioökonomischen Ungerechtigkeit“ im Zuge der Globalisierung, der Bankenkrise und dem Spruch vom „too big to fail“, mit dem die Banken gerettet wurden.

In einem großen Bogen legt Ebner die Verantwortung, diesen globalen Krieg aufzuhalten, dann doch wieder in die Hände der derzeit viel zitierten (liberalen) politisch-gesellschaftlichen Mitte. Man könnte auch sagen: Establishment. Der Teufelskreis aus islamistischem Extremismus und Rechtsextremismus sei nicht aus dem Nichts entstanden.

„Es waren die Taten und die Tatenlosigkeit des Establishment“, schreibt Ebner, „die ihre wichtigste Triebkraft hervorgebracht haben: die Wut.“



Julia Ebner: „Wut. Was Islamisten und Rechtsextreme mit uns machen“. Theiss Verlag, Stuttgart 2018, 336 Seiten, 19,95 Euro